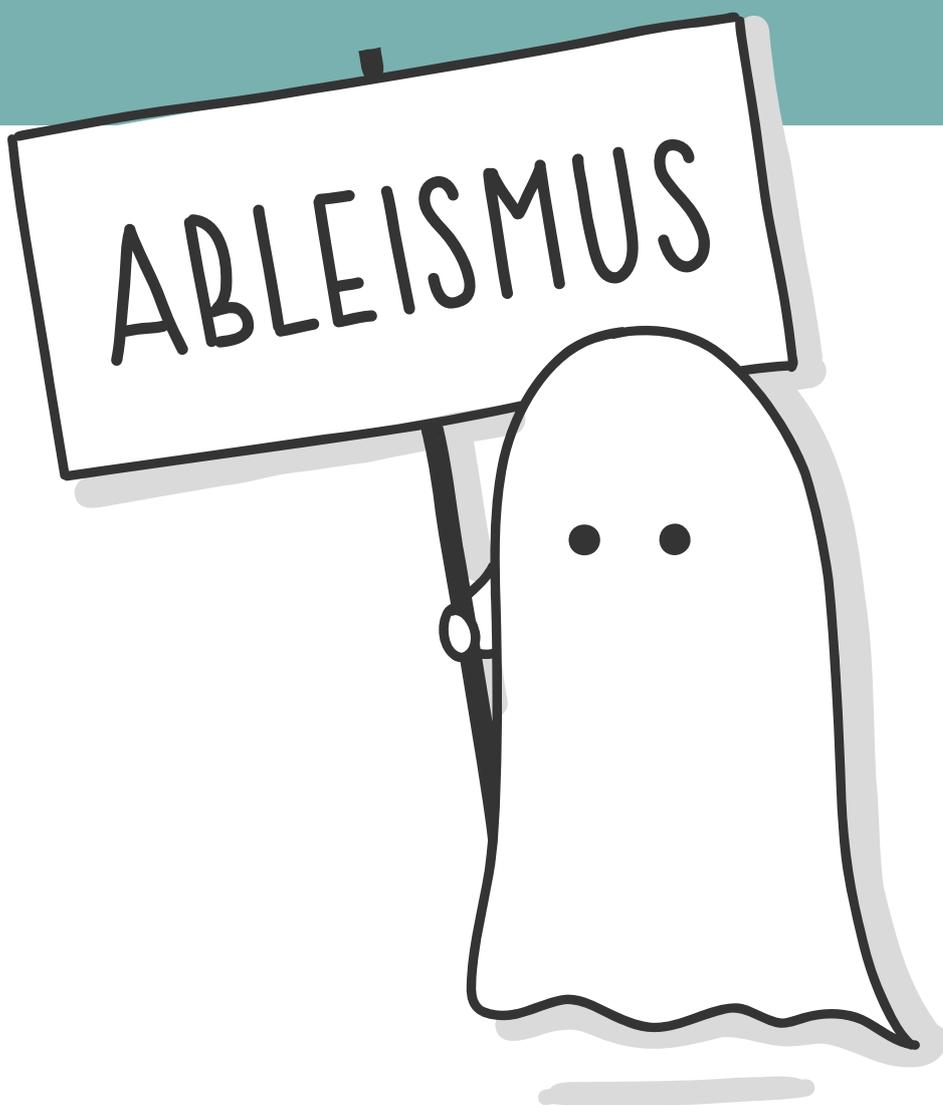


Das Magazin

für Vielfalt und Disability Mainstreaming



Inhalt

| | |
|---|----|
| Editorial | 3 |
| Sprache & Medien | |
| Warum „Handicap“ das falsche Wort für Behinderung ist | 4 |
| Medienrepräsentation, fehlende Zugänge und behinderte Medienmacher*innen | 8 |
| Crippling Up – Warum man Identität nicht spielen sollte | 14 |
| Gloss-Ahh! | 18 |
| „Wir sollten mehr Geld bekommen“ | 20 |
| Minenfeld Musikhilfen: Wenn Inklusion nicht so einfach ist | 24 |
| Barrierefreies Gaming | 30 |
| Barrieren aus der Hölle | 35 |
| Ableismus & Verbündet sein | |
| Warum Ableismus Nichtbehinderten hilft, sich „normal“ zu fühlen | 36 |
| Allyship – Warum wir als behinderte Menschen Verbündete brauchen | 40 |
| Allyship-Bingo | 43 |
| Was nicht-behinderte Menschen gegen Ableismus tun können – und müssen | 44 |
| Von Inklusion bis Belonging | 47 |
| Arbeit & Inklusion | |
| Wie das System der Behindertenwerkstätten Inklusion verhindert und niemand etwas daran ändert ... | 48 |
| Aus der Behindertenwerkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt | 54 |
| Keine Daten, kein Problem: Die unsichtbare Minderheit | 58 |
| So werden Stellenanzeigen inklusiver | 62 |
| Daten & Digitalisierung | |
| Zurück in die Zukunft: Warum wir Digitalisierung jetzt barrierefrei gestalten müssen | 68 |
| Digitale Treppen ab- statt aufbauen | 72 |
| Betroffene & Angehörige | |
| Ich spreche, also bin ich | 76 |
| Unsichtbare Behinderungen und die Wirkung von Tabus auf die Psyche | 82 |
| Impressum | 90 |
| Online-Aktivist*innen | |
| <i>im Fokus</i> | |
| Katy Bittl (@katybittl) | 13 |
| Tanja Kollodzieyski (@rollifraulein) | 17 |
| Benedikt Sequeira Gerardo (@bengie.de) | 23 |
| Ash (@ashducation) | 39 |
| Fluff (@Minzgespinst) | 65 |
| Katrin (@katrin.aimee) | 71 |
| Jennifer Sonntag (@blind.feminista) | 75 |
| Annika Bröckerhoff (@mamabroe) | 81 |
| Jasmin Dickerson (@jasmintaschannadickerson) | 89 |



Editorial

eigentlich ist *Die Neue Norm* ja ein Online-Magazin. Doch immer wieder habt ihr uns gefragt: „Gibt es euer Magazin auch als Printversion? Ich würde es gerne bei uns auslegen.“ Jetzt können wir endlich sagen: „Ja, gibt es!“ Und darüber freuen wir uns wirklich sehr.

In diesem Heft greifen wir aktuelle Themen aus der Behindertenrechts-Debatte auf. Zentral ist dabei immer wieder das Thema Ableismus, also die Diskriminierung von Menschen mit Behinderungen. Ob in Film, Fernsehen oder im Theater, der Arbeitswelt, Digitalisierung oder im Alltag - behinderte Menschen werden selten mitgedacht. Unsere Autor*innen machen auf dadurch entstehende Ausschlüsse aufmerksam und zeigen durch ihre Perspektiven, was sich ändern muss. Und wie nicht-behinderte Menschen sich als Verbündete gegen Diskriminierung und für Barrierefreiheit einsetzen können.

Viel Spaß beim Lesen und Durchstöbern wünschen euch

Jonas Karpa und Simone Katter

Außerdem stellen wir Social-Media-Accounts von behinderten Aktivist*innen vor und erklären euch mit unserem *Gloss-Ahhh!* die wichtigsten Begriffe zu Inklusion und Behinderung.

Auf eine Besonderheit dieses Hefts wollen wir euch noch aufmerksam machen: Wir haben versucht, es so barrierearm wie möglich zu gestalten. Deshalb haben wir eine größere Schrift und einen höheren Zeilenabstand gewählt. Und auf jeder Seite findet ihr unten einen QR-Code, der euch zu einer Web-Version des Textes führt. So können Menschen mit Sehbehinderungen ihn sich vorlesen lassen. Wir hoffen, dass so möglichst viele Menschen auch die Printversion des *Neue Norm* Magazin genießen können.





Warum „Handicap“ das falsche Wort für Behinderung ist

Immer häufiger wird das Wort „Handicap“ benutzt, um den Begriff der „Behinderung“ zu vermeiden. Warum dies aber der falsche Weg ist und warum die häufig genannte Begründung dafür auch nicht stimmt, erklärt Jonas Karpa.

Die Begriffe für behinderte Menschen haben in vielen Sprachen eine negative Konnotation. Sei es „Les Invalides“ (vom lateinischen Wort „invalidus“ für krank, hilflos, kraftlos) in Frankreich, oder „Las personas minusvalias“ (Personen mit niedrigem Wert) in Spanien. Auch in Deutschland sprach man lange Zeit von den Behinderten oder



gar von Schwerbeschädigten. Immer häufiger ist inzwischen ein anderes Wort für Menschen mit Behinderung zu lesen: Handicap oder gehandicapt. Es klingt jung, hip, frisch und versprüht einen Hauch von Internationalität. Aber vor allem: es trägt nicht dieses sperrige Wort „Behinderung“ bei sich. Trotzdem wird die Beschreibung, dass ein Mensch „gehandicapt“ sei, oft kritisiert. Handicap würde Bezug

auf Obdachlose und Bettler*innen nehmen, die am Straßenrand sitzen, ihre Mütze in der Hand halten und nach Geld fragen. Dafür gibt es den englischen Ausdruck Cap in Hand. Diese Begründung hält sich hartnäckig, ist aber falsch.

Hand in Cap vs. Cap in Hand

Tatsächlich taucht der Begriff Cap in Hand erstmals 1565 auf und beschrieb die Geste, aus Respekt, Achtung oder Höflichkeit den Hut zu ziehen. Diese Bedeutung entwickelte sich über die Jahre hin bis 1887, wo sie beschrieb, jemanden um einen Gefallen zu bitten. Dieses Bitten, oder gar Betteln, was Cap in Hand übersetzt bedeutet, ist aber ein völlig anderer Wortstamm als das Hand in Cap.

Die erste Erwähnung von Hand in Cap findet man im Jahr 1653. Hier beschreibt Hand-in-cap ein Lotterie-Spiel mit zwei Spieler*innen und eine*r Schiedsrichter*in. Grundlegende Spielidee war, dass die beiden Spieler*innen Gegenstände tauschen, von deren Wertigkeit sich die Schiedsrichter*innen vorher ein Bild machten. Die Spieler*innen mit dem weniger wertigen Objekt mussten den Differenzbetrag noch dazulegen. Vor jeder Spielrunde gaben alle drei Personen den gleichen Geldbetrag als sogenanntes Reuegeld in einen Topf ab. Ob nun ein Tausch zustande kam, entschied sich, indem beide Spieler*innen eine Hand in eine Kappe steckten und gleichzeitig, entweder als Faust oder geöffnete Hand, wieder herauszogen. Eine geöffnete Hand bedeutete in diesem Fall die Zustimmung zum Tauschhandel, eine Faust die Ablehnung des Geschäfts. Dieses

„Hand in Kappe (stecken)“ ist die Grundlage des Namens Hand-in-Cap, der später in Hand i'Cap verkürzt wurde. Treffen nun beide die gleiche Entscheidung, so wird der Handel entweder vollzogen oder nicht. Das gesammelte Reuegeld bekommt in beiden Fällen der/die Schiedsrichter*in.

Stimmt nur einer der beiden Spieler*innen zu, so kommt kein Tausch zustande, jedoch bekommt der/die zustimmende Spieler*in das Reuegeld.

Sport: Handicap als fairer Ausgleich

Der Ausgleich zwischen zwei ungleichen Teilnehmer*innen – oder wie bei Hand-in-Cap von Gegenständen – spiegelt sich auch 1754 wieder, als der Begriff im Pferderennen auftaucht. Das beste Pferd musste extra Gewichte tragen, um Chancengleichheit gegenüber den Schwächeren herzustellen. 1883 ging das Wort Handicap dann vom rein sportlichen Kontext auch in den allgemeinen Sprachgebrauch über. Es steht seitdem für die Gleichstellung zweier Personen mit unterschiedlichem Ausgangslevel.

Erst 1915 wurde Handicap mit Behinderung in Verbindung gebracht. Zunächst wurden nur Kinder mit einer körperlichen Behinderung als handicapped bezeichnet, ehe der Begriff in den 1950er Jahren auch für Erwachsene und Menschen mit Lernschwierigkeiten galt. Heute ist Handicap als fester Bestandteil der Alternativ-Begriffe für Behinderung und in der Welt des Sports zu finden. Dort wird





er am häufigsten beim Golf verwendet. Es besagt die Differenz zwischen den benötigten Schlägen und der Anzahl der Schläge, die ein*e sehr gute*r Spieler*in zum Beenden des Platzes benötigt. Handicap bezeichnet also die Spielstärke, die Qualität eine*r Golfspieler*in. Je höher das Handicap, desto schlechter.

Wenn der Begriff Handicap nun aber ursprünglich für das Lotteriespiel benutzt wird, warum wird trotzdem die vermeintliche Verbindung zu Bettler*innen genannt, wenn der Begriff kritisiert wird? Es wird vermutet, dass diese Begründung dafür, das Wort nicht zu benutzen, genommen wird, weil sie für viele



Menschen leicht verständlich ist und man nicht noch großartig die Geschichte des Wortes Handicap erläutern muss. Mit einer

Behinderung zu leben ist für Nichtbetroffene schon schwer vorstellbar, da möchte man diese „armen Menschen“ ja nicht auch noch mit Bettler*innen vergleichen. Das scheint für viele plausibel und niemand möchte darüber diskutieren.

Wer ein Handicap hat, hat ein Defizit

Aber was ist nun der wirkliche Grund, warum Handicap das falsche Wort für Behinderung ist? Handicap beschreibt die Situation aus einer defizitorientierten Sicht. Natürlich steckt im Begriff Behinderung auch, dass ein Mensch an etwas gehindert ist bzw. wird, jedoch enthält er auch das soziale Modell von Behinderung. Dieses besagt, dass eine Person nicht nur behindert ist, sondern auch durch die Umwelt behindert wird. Sei es durch Vorurteile, Stufen

oder fehlende Untertitel. Bei Handicap steht, wie es auch im ursprünglichen Lotterie-Spiel der Fall war, der Vergleich im Vordergrund. Es wird erst auf den*die Beste*n geschaut – in diesem Fall der Mensch ohne Behinderung – und dann verglichen, was der*die vermeintlich Schwächere (also der Mensch mit Behinderung) nicht kann. Der individuelle und persönliche Blick auf jede*n einzelnen geht damit verloren.

Da viele Menschen aber befürchten, allein mit dem Wort Behinderung zu beleidigen oder zu stigmatisieren, hat sich Handicap als Begriff etabliert. Gerne werden auch beschönigende Alternativ-Ausdrücke, wie z.B. „besondere Bedürfnisse“ oder „andersfähig“ gewählt. Ganz abgesehen davon, dass nur wenige behinderte Menschen selbst diese Ausdrücke gebrauchen, treffen sie auch nicht zu. Die Fähigkeiten und Bedürfnisse behinderter Menschen sind nicht „besonders“, sondern genauso vielfältig wie die nicht behinderter Menschen. Und sie haben nicht „besondere Bedürfnisse“, sondern das Recht, nicht benachteiligt zu werden.

Warum nicht „Mensch mit Behinderung“?

Würde man 50 Personen auf der Straße nach einem sensiblen Begriff für Menschen mit Behinderung fragen, so würde man womöglich 50 verschiedene Antworten bekommen. Behindert und Behinderung sind ziemlich in Verfall geraten. Nicht zuletzt dadurch, dass „bist du behindert?!“ als beleidigende Phrase im Umlauf ist. Zu Unrecht, wie Betroffene finden, denn Behinderung beschreibt letztendlich ein Merkmal von vielen einer Person. Wichtig ist



nur, dass das Wort „Mensch“ mitbenutzt wird, da mit dem Begriff Behinderte das Bild einer festen Gruppe entsteht, die in Wirklichkeit vielfältig ist. „Der/die Behinderte“ würde die Person auf ein Merkmal reduzieren, das alle anderen Eigenschaften dominiert. Bei Handicap verschwindet der Mensch vollkommen und der Fokus wird auf eine (vermeintliche) Schwäche gelegt. Die Auswahl des Begriffes hat dabei nichts mit der Frage nach politischer Korrektheit zu tun – zumal politische Korrektheit inzwischen als politischer Kampfbegriff missbraucht wird. Vielmehr geht es um Sensibilität und der Auseinandersetzung mit Sprache. Aussagen wie „ich habe das schon immer so gesagt“ oder „mir gefällt der Begriff aber so sehr“ sind dabei nicht förderlich und von oben herab. Die beste Lösung sind daher die Formulierungen „Menschen mit Behinderung“ oder „behinderte Menschen“. Das Gegenüber nach der für sie*ihn passenden Begrifflichkeit einfach zu fragen, gilt natürlich auch nach wie vor.

Jonas Karpa, Redakteur bei „Die Neue Norm“ von den Sozialheld*innen



Medienrepräsentation, fehlende Zugänge und behinderte Medienmacher*innen

Sam ist 40 Jahre alt und Rollstuhlfahrerin. Heute will sie zum ersten Mal seit Jahren ins Kino gehen, denn gerade wird ein Film ausgestrahlt, in dem die Hauptfigur dieselbe Behinderung hat wie Sam.

Ins Kino geht sie generell nur selten, denn die meisten haben nur begrenzte Plätze für Rollstuhlfahrer*innen. In der Regel sind das auch nicht die besten Plätze. Viele Einrichtungen haben Stufen oder die Toilette ist nicht barrierefrei. Nichts davon ist auf der Website gelistet, sodass Sam erst einmal das Kino kontaktieren muss, um all diese Details zu erfragen. Da kann

einem schon die Lust vergehen. Sie ruft im Kino an. Der Fahrstuhl ist defekt. Kein barrierefreier Zugang zum Saal. Sie bieten an, Sam die Stufen nach oben zu tragen. Murrend nimmt sie das Angebot an. Nach rund 20 Minuten im Film verlässt Sam das Kino. Der Hauptcharakter strotzt nur so von Klischees und spiegelt Sams Realität so gar nicht wider.



So oder so ähnlich geht es vielen Menschen mit Behinderungen. Gute Repräsentation in den Medien ist Mangelware und überhaupt fehlt oft der Zugang zu Kinos, Theatern oder Orten der Kulturlandschaft. Doch warum ist das so, wer kann was dagegen tun und welche Rolle spielen behinderte Medienmacher*innen dabei?

Stereotypen & Repräsentation

„Du bist ja so inspirierend“ oder „Sie leidet unter...“ - das sind die zwei beliebtesten Stereotypen in den Medien, die alle behinderten Menschen kennen. Personen mit Behinderungen werden bevorzugt entweder als Übermenschen/Held*innen oder als arme, leidende Opfer beschrieben, um ihre Leben für nicht behinderten Konsument*innen interessant zu machen. Diese Narrative sind ausgelutscht und für Betroffene frustrierend, doch trotz Gegenwehr werden sie immer wieder verwendet.

Gerade eben erst kritisierten deutsche Aktivist*innen Schauspieler Wotan Wilke Möhring, der als Hauptdarsteller in der „inkluisiven“ Komödie „Weil wir Champions sind“ einen Basketballtrainer eines Teams von Menschen mit Lernschwierigkeiten spielte. Nicht nur unterstrich der Film die typischen Stereotypen, sondern gleichzeitig sprach Möhring in einem Interview mit der Berliner Zeitung davon, dass er behinderte Menschen nicht „behindert“ nennt, sondern lieber von „inkluisiven Gemeinschaften“ spricht. Sie forderten Möhring auf, anstatt für sie, mit ihnen zu sprechen, was mit dem Slogan „Nothing about us without us“

(Nichts über uns, ohne uns) seit vielen Jahren kritisiert wird.

Behinderte Medienmacher*innen

Wären Menschen mit Behinderungen in allen Medienbereichen beteiligt – sei es als Schauspieler*innen vor der Kamera oder hinter den Kulissen – dann gäbe es viele der Beispiele für schlechte Repräsentation nicht. „Gelebte Erfahrung verbessert Repräsentation. Wenn eine nicht behinderte Person eine behinderte Person darstellt, wird meist die Meinung der Gesellschaft über behinderte Menschen wiedergegeben. Das entspricht nie der Realität. Nichtbehinderte Schauspieler*innen spielen nur die Behinderung, nicht den eigentlichen Charakter“, sagt die britische Schauspielerin Cherylee Houston, die für ihre Rollen als Izzy Armstrong in „Coronation Street“ und als Maz in der BBC Radio 4-Comedyserie „Tinsel Girl“, bekannt ist. Houston lebt mit dem Ehlers-Danlos-Syndrom und ist Rollstuhlfahrerin. „Die Meinung der Gesellschaft über Behinderung und insbesondere über bestimmte Behinderungen ist so weit von der Wahrheit entfernt. Und genau hier liegt der Unterschied darin, ob eine Schauspieler*in mit der gleichen Behinderung eine Rolle spielt oder nicht. Denn nur wenn behinderte Schauspieler*innen auf der Leinwand auftauchen, können wir die typischen Klischees ausräumen und dafür sorgen, dass sich nicht-behinderte Menschen mit behinderten Menschen identifizieren können“, fügt die Schauspielerin hinzu.



*Denn nur wenn behinderte Schauspieler*innen auf der Leinwand auftauchen, können wir die typischen Klischees ausräumen und dafür sorgen, dass sich nicht-behinderte Menschen mit behinderten Menschen identifizieren können.*

Fehlende Zugänge

Die Repräsentation vor der Kamera hat sich in vielen Bereichen bereits verbessert. Zum Beispiel gibt es deutlich mehr taube Charaktere in Filmen und TV, die auch von tauben Menschen gespielt werden. Doch einfach wird es den Medienschaffenden selten gemacht. „Wenn ich heute auf einige der Dinge zurückblicke, die ich am Anfang meiner Karriere erlebt habe, frage ich mich oft: ‘Wie konnte das überhaupt passieren?’ Zum Beispiel erinnere ich mich an den Tag, an dem ich am Set aufgetaucht bin und mir gesagt wurde, dass man meine*n Dolmetscher*in weggeschickt hat, weil sie angeblich jemanden am Set hätten, der fließend gebärdet. Als die Person dann bei mir im Trailer aufgetaucht ist, konnte sie kaum das



Alphabet“, erzählt Schauspieler*in Shoshannah Stern, bekannt für ihre Rollen in „Weeds“ und „Supernatural“. „Außerdem woll-

te das Studio einmal, dass ich mit einer/m Logopäd*in arbeite, um meinen „tauben Akzent“ loszuwerden. Da hatten die Produzent*innen wohl nicht verstanden, dass eine taube Person, die einen tauben Charakter spielt, anders spricht, als eine hörende Schauspieler*in.“

Houston teilt Erfahrung wie diese. „Zu Beginn meiner Karriere habe ich mehrere Jobs nicht bekommen, als sie gemerkt haben, dass ich behindert bin. Ich habe auch schon auf Parkplätzen vorgesprochen, weil das Set nicht barrierefrei war oder habe mich draußen in einem Zelt im Regen geschminkt, weil der Green Room (Aufenthaltsraum für Schauspieler*innen am Theater oder Filmset, Anm. d. Red.) im Obergeschoss war. Alle haben versucht zu unterstützen, aber immer so getan, als würden sie mir damit einen Gefallen tun, anstatt mich als gleichwertig anzusehen und die Barrieren abzubauen“, erzählt Houston.

Untertitel, Audiodeskription & Leichte Sprache

Und selbst, wenn mal alles vor der Kamera richtig gemacht wurde, gibt es noch eine weitere Hürde: die fehlende Barrierefreiheit für die Konsument*innen. Wie in Sams Beispiel haben viele Rollstuhlfahrer*innen nur begrenzten Zugang zu Veranstaltungen, Kinos und Theatern. Gleichermaßen gibt es für Filme im Kino nur selten Untertitel für taube Menschen und noch seltener Audiodeskription für Blinde. Kinobetreiber*innen hingegen denken, dass sie keine blinden oder tauben Kund*innen haben, weil die nie im Kino auftauchen. Warum auch? Wenn sie doch wissen, dass es nicht barrierefrei zugänglich ist. Ohne ein Angebot auch keine Nachfrage. Auf Streaming-Plattformen wie Netflix sieht es mittlerweile besser aus. Nach langem Kampf stimmte Netflix zu, alle Serien mit Untertitel zu versehen. Viele haben allerdings noch keine Audiodeskription.

Das deutsche Privatfernsehen schneidet im Bereich Untertitel und Audiodeskription noch schlechter ab. Laut einer Erfassung der Medienanstalten im Jahr 2020 sind im Durchschnitt täglich nur vier Stunden des Programms der Sender RTL untertitelt, im Speziellen betrifft das Spielfilme und Fußballspiele. Auch Nachrichten sind oft nicht barrierefrei. Bei ProSieben/Sat.1 waren im selben Jahr 27 Prozent der Inhalte untertitelt. Auch im Bereich Audiodeskription sieht es eher mau aus. Nur wenige bis gar keine Sendung der beiden Mediengruppen bieten Audiodeskription an. Die öffentlich-rechtlichen Sender stehen da schon ein bisschen besser da. Bei der ARD

ist die Untertitelung fast lückenlos. Wirklich verpflichtet, ihre Angebote barrierefrei zu gestalten, sind jedoch weder öffentlich-rechtliche noch private Medienanbieter, denn der Medienstaatsvertrag fordert lediglich die Verbesserung der Barrierefreiheit im Rahmen der Möglichkeiten der Anbieter.

Auch für Menschen mit Lernschwierigkeiten ist es schwierig sich über aktuelle Geschehnisse zu informieren, denn nur wenige TV-Sender bzw. Zeitungen bieten Nachrichten in Leichter Sprache an. Angebote wie die Website Nachrichten Leicht vom Deutschlandfunk, auf dem die wichtigsten Nachrichten der Woche in Einfacher Sprache veröffentlicht werden, sind die Ausnahme.

Doch es geht vorwärts: auf der ganzen Welt und auch in Deutschland!

Sicher gibt es viel Raum für Verbesserungen, doch immer häufiger wird behinderten Medienschaffenden zugehört, was Schauspielerin Houston während der Pandemie überraschend feststellen durfte. Als Person, die wegen ihrer chronischen Erkrankungen zur Risikogruppe gehörte, war es für die Britin unmöglich, weiterhin mit ihren Kolleg*innen zu drehen. Deshalb beschlossen die Produzent*innen von Coronation Street, das Set einfach zu ihr nach Hause zu bringen und die Storyline dementsprechend anzupassen. „Das Team beschloss meine eigene Isolation und die Tatsache, dass behinderte Menschen nicht am Leben teilnehmen konnten, obwohl die ganze Welt wieder zurück zur Normali-



tät ging, in meinen Charakter zu integrieren. Sie haben zusätzlich sogar meinen Partner als ‚Nachbarn‘ gecastet. Das Team schickte uns Anleitungsvideos, eine Kamera und die gesamte Tonausrüstung zu mir ins Apartment. Wir hatten einen Regisseur via Zoom, der uns beibrachte, wie man die Technik bedient. Sie haben uns angeleitet, wir haben es gedreht und ihnen dann das Filmmaterial geschickt“, sagt Houston.

Houstons Erfahrung ist sicher eine Ausnahme, was die Barrierefreiheit angeht. Doch auch in Deutschland kommt langsam die Idee an, dass Menschen mit Behinderungen nicht weiterhin benachteiligt werden dürfen. Das deutsche KLAPPE AUF Kurzfilmfestival hat sich darauf spezialisiert, tauben und blinden Personen ein vollumfassendes Kinoerlebnis zu ermöglichen. Alle Filme werden mit Untertitel, Audiodeskription, Gebärdensprachdolmetscher*innen, Schriftdolmetscher*innen und Induktionsschleifen angeboten.

Bottomline: #RepresentationMatters, aber nicht ohne Barrierefreiheit

Keine Frage, Repräsentation ist wichtig – als behinderte Person sieht man sich einfach viel zu selten selbst in den Medien. Fügt man noch andere Identitätsmerkmale hinzu, wäre Sam beispielsweise eine trans oder nicht binäre Person, dann sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich irgendwo wiedererkennt. Genau so zentral ist es, dass Menschen mit Behinderungen in allen Bereichen der Medienlandschaft eingebunden sind. „Denn es



kommt nicht nur auf das Casting an, sondern auch auf die kreativen Entscheidungen: das Schreiben, die Regie und Produktion. Mir ist schnell klar geworden, dass man es als Schauspieler*in alleine wirklich nicht schaffen kann, denn der Cast steht ganz am Ende des Prozesses. Es braucht ein Team, dem man vertraut. Während ich ein großer Fan von behinderten und tauben Schauspieler*innen bin, hoffe ich gleichermaßen in der Zukunft mehr taube oder behinderte Menschen in kreative Positionen um sie herum platziert zu sehen“, erklärt Shoshannah Stern. Und wenn wir endlich an dem Punkt angekommen sind, an dem Menschen mit Behinderungen natürlicherweise in allen Medienbereichen zu finden sind und die Repräsentation der vielen diversen behinderten Personen vor der Kamera akkurat ist, dann fehlt nur noch ein Puzzleteil: barrierefreie Zugänge für ALLE Menschen. Denn schließlich wollen wir, wenn schon mal alles richtig gemacht wurde, auch Zeug*innen der Gleichberechtigung sein, für die wir jahrzehntelang hart gekämpft haben. Eigentlich doch ganz einfach, oder?!

Karina Sturm, Journalistin

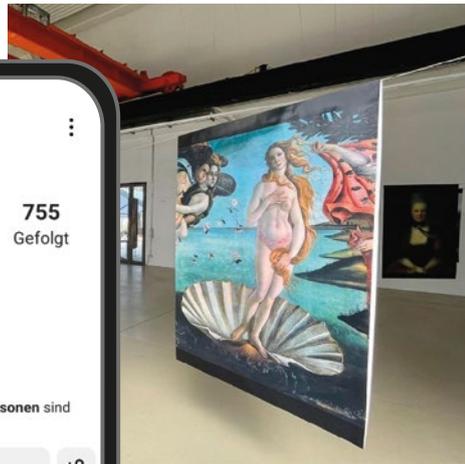
Online-Aktivist*innen im Fokus

Folge
katybittl auf
Instagram
@katybittl



katybittl

Katy Bittl ist freischaffende Künstlerin und studiert seit 2017 an der Akademie der Bildenden Künste in München. Auf ihrem Account könnt ihr also viele ihrer Werke bestaunen. Darüber hinaus berichtet sie über ihre Erfahrungen mit und Gedanken zum Thema Ableismus.



In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an heft@dieneuenorm.de und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.



Crippling Up – Warum man Identität nicht spielen sollte

*„Ja, aber die Kommissarin im Tatort ist ja auch keine echte Polizistin!“ oder „Der Schauspieler, der in dem Film einen Bäcker spielt, hat dieses Handwerk ja auch nicht erlernt!“. Das sind oftmals die Antworten, wenn man die Forderung äußert, dass Rollen mit Behinderung auch von Schauspieler*innen mit Behinderung besetzt werden sollen.*

Natürlich: Der besondere Reiz in der Schauspielerei liegt darin, in ungewöhnliche Rollen zu schlüpfen, mal eine ganz andere Person zu sein, die Herausforderung an die eigenen Grenzen zu gelangen. Manche Schauspieler*innen gehen hier sehr weit. „Method Acting“ heißt die Schauspieltechnik, die in den 1950er Jahren von dem Russen Konstantin Stanislawski entwickelt wurde. Bei dieser Form der Schauspielerei versuchen die Darsteller*innen durch Gedächtnistechniken und Emotionstrainings aus der Psychologie noch tiefer in ihre Rolle einzudringen, eins zu werden mit der Figur. Das oft erstaunliche Ergebnis lässt das Publikum nicht selten aufhorchen: Für die Darstellung eines aidskranken Schmugglers in „The Dallas Buyer’s Club“ (2013) nahm Schauspieler Matthew McConaughey 17 Kilo ab, was ihm für seine authentische Darstellung glatt einen Oscar als bester Hauptdarsteller einbrachte. Wenige Monate zuvor war McConaughey



noch als ehemaliger Stripper in dem Drama „Magic Mike“ zu sehen, wo er mit seinen Sixpacks das Club-Publikum in den

Bann zog. Eine, objektiv gesehen, erstaunliche Transformation des Körpers.

Sich und den eigenen Körper auf ein anderes Level heben, sich für eine Rolle komplett zu verändern, das mag beim äußeren Erscheinungsbild wie beim Gewicht möglich sein. Beim Thema Behinderung kann und darf dies aber keine Rolle spielen, denn hier geht es um mehr: Es geht um die Identität.

Haarfarbe, Gewicht, Kleidung – das alles sind Komponenten, die jeder Mensch frei wählen bzw. beeinflussen kann. Hautfarbe, Herkunft, Geschlecht und/oder Behinderung gehören jedoch zur eigenen Identität und sollten nicht imitiert werden.

Genauso wie „blackfacing“ – also das Bemalen des Gesichtes von weißen Schauspieler*innen mit schwarzer Farbe, um Schwarze Menschen darzustellen – inzwischen als rassistische Methode gesehen wird, so sollte auch die Besetzung von nicht-behinderten Schauspieler*innen auf Rollen mit Behinderungen

*Genauso wie „blackfacing“ inzwischen als rassistische Methode gesehen wird, so sollte auch die Besetzung von nicht-behinderten Schauspieler*innen auf Rollen mit Behinderungen einen ebenso großen Aufschrei hervorbringen.*

einen ebenso großen Aufschrei hervorbringen. „Crippling Up“ lautet hierfür der Fachbegriff, der damit die, unter Schauspieler*innen immernoch als Herausforderung gesehene, Immitation von Behinderung im Film beschreibt.

Sich mal eben in den Rollstuhl setzen oder so tun als könnte man nichts sehen – das ist nicht nur Aneignung von der Identität eines behinderten Menschen, es hat sogar noch viel weitläufigere Folgen für die Filmbranche. Es ist immens wichtig, dass die Filmbranche vielfältiger wird. Wenn jetzt aber Schauspieler*innen mit Behinderung nicht ihre Geschichte, ihre Interpretation weitergeben und darstellen können, weil nicht-behinderte Schauspieler*innen diese Rollen auch noch einnehmen, dann haben wir keine Repräsentanz und Zugänge mehr.

Durch filmische Anpassungen wäre es sogar auch möglich, dass Schauspieler*innen mit Behinderung Rollen ohne Behinderung spielen. In der deutschen Tragikomödie „Honig im Kopf“

(2014) spielt Samuel Koch – Schauspieler im Rollstuhl – einen Ticketverkäufer, der an einem Schalter sitzt. Seine motorische Beeinträchtigung wird kaschiert, indem die Bewegungen seiner Hände gedoubelt werden. Das zeigt: es ist möglich Schauspieler*innen mit Behinderung zu besetzen. Gleichzeitig stellt sich aber die Frage, warum hier das nicht-behindertsein simuliert werden muss. Viel wichtiger wäre es stattdessen, das Thema Behinderung wie selbstverständlich im Film stattfinden zu lassen.

Um mehr Schauspieler*innen mit sogenannten „Vielfaltsmerkmalen“ vor die Kamera zu bekommen, erfreut sich eine Casting-Methode aus den USA immer größerer Beliebtheit: Das Colorblind Casting. Bei dieser Methode werden die Darsteller*innen ohne Rücksicht auf ihre Herkunft, Hautfarbe, Körperform oder Geschlecht gecastet. Ihre Identität wird somit praktisch irrelevant. Aber kann



das die Lösung sein, Vielfalt vor der Kamera zu kreieren indem man fast wahllos besetzt?

Nicht nur Zuschauer*innen finden es bisweilen gewöhnungsbedürftig, wenn Figuren anders aussehen als ihre historischen Vorbilder. Auch einige betroffene Schauspieler*innen haben Vorbehalte, denn beim einem Film geht es nicht nur um die Darstellung, sondern auch um den Inhalt, um die Perspektive, aus der die Geschichte erzählt wird. Natürlich kann, wie in der Netflix-Serie „Bridgerton“, die Königin Charlotte von einer Schauspielerin of Color gespielt werden, jedoch bleibe es weiterhin die Geschichte aus einer weißen Perspektive. Eine Schwarze Schauspielerin nimmt hier eine privilegierte Rolle ein und die Geschichte der Diskriminierung und Unterdrückung spielt keine Rolle. Deshalb wird gefordert, dass auch hinter der Kamera, unter den Produzent*innen und Autor*innen mehr Vielfalt vorhanden sein sollte, damit die unterschiedlichsten Geschichten geschrieben, erzählt und produziert werden können.

Der Ansatz des Colorblind Castings kann eben nur dann funktionieren, wenn wirklich in der Filmbranche Chancengleichheit herrscht. Derzeit bildet die Filmbranche aber nicht die Vielfalt ab, die es in unserer Gesellschaft schon lange gibt. So haben zum Beispiel laut der Studie zur audiovisuellen Diversität im Fernsehen von der MaLisa Stiftung nur 0,4 % der Menschen, die im TV zu sehen sind, eine sichtbare Behinderung (6 % in der Bevölkerung). Bei Schwarzen Menschen sieht es mit 5 % (10 % in der Bevölkerung) eben-



[...] aber eine Behinderung ist auch kein Beruf, sondern die eigene Identität, die akzeptiert und respektiert werden sollte.

so mau aus wie bei Menschen mit Migrationsgeschichte: 11 % (26 % in der Bevölkerung).

Damit sich in der Filmbranche etwas ändert, muss auf diese Missstände aufmerksam gemacht werden. Dies funktioniert aktuell aber nur, wenn die Vielfalt in den Vordergrund gestellt wird. Wenn gezeigt wird, dass es wichtig ist. Wenn die Möglichkeit besteht, die eigene Geschichte – auch die Diskriminierungserfahrungen – zu erzählen. Ja, die Kommissarin im Tatort ist keine echte Polizistin, aber eine Behinderung ist auch kein Beruf, sondern die eigene Identität, die akzeptiert und respektiert werden sollte. Und das geschieht nur, wenn wir Figuren mit Behinderung und anderen Vielfaltsmerkmalen dahingehend auch authentisch besetzen.

Jonas Karpa, Redakteur bei „Die Neue Norm“ von den Sozialheld*innen

Online-Aktivist*innen im Fokus

Folge
rollifraeulein auf
Instagram
@rollifraeulein



rollifraeulein

rollifraeulein mag es bunt. Das sieht man ihrem Account auch an. Sie berichtet auf ihrem Account über Inklusion, Feminismus, Kultur und Empowerment. Sie liebt Bücher, Brettspiele und Tee. Außerdem hat sie das Büchlein "Ableismus", das im Sukultur Verlag erschienen ist, geschrieben.



In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an heft@dieneuenorm.de und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.



Disability Mainstreaming

Bezeichnet die Forderung, Perspektiven behinderter Menschen auf allen gesellschaftlichen und politischen Ebenen zu integrieren. Ziel ist die Gleichstellung, Teilhabe und Chancengleichheit für behinderte Menschen.

MmB

Abkürzung für Menschen mit Behinderung.

Cripping-Up

Bezeichnet den Vorgang, wenn nicht-behinderte Schauspieler*innen Charaktere mit Behinderung in Film und Fernsehen verkörpern. Das führt dazu, dass behinderte Schauspieler*innen oft nicht auf Rollen mit Behinderung besetzt werden. So findet keine authentische Repräsentanz von Behinderung statt. Cripping-Up ist vergleichbar mit der rassistischen Praxis des „blackfacing“, bei der weiße Schauspieler*innen die Rolle von Schwarzen übernehmen.

Gloss-Ahh!

Crip-Tax / Crip-Cost

Eine Behinderung hat viele versteckte Kosten. So müssen notwendige Hilfsmittel oder Mobilitätsangebote oft selbst bezahlt werden. Dies stellt eine finanzielle Zusatzbelastung für behinderte Menschen dar, die von Betroffenen wie eine Steuer auf das Behindertsein empfunden wird.

Crip-Time

Neben Geld kostet eine Behinderung auch viel Zeit. Nicht nur weil man vielleicht länger zum Anziehen braucht. Vor allem wegen der Überwindung bürokratischer, gesellschaftlicher und räumlicher Barrieren.

Curb-Cut-Effekt

Hier geht es um den so genannten Abgesenkter-Bordstein-Effekt. Damit wird das Phänomen bezeichnet, dass von Barrierefreiheit, auch nicht-behinderte Menschen profitieren. So ist ein abgesenkter Bordstein, ein Aufzug oder Untertitel in Videos für alle praktisch.



UN-BRK

Abkürzung für die UN-Behindertenrechtskonvention. Diese ist ein völkerrechtlicher Vertrag, der von 185 Staaten und der EU abgeschlossen wurde. Er trat 2009 in Deutschland in Kraft. Der Vertrag sichert Chancengleichheit und Nichtdiskriminierung für MmB zu.

Löffel-Theorie / Spoon-Theory

Ist ein Gedankenexperiment, um die begrenzten Energieressourcen von behinderten oder chronisch kranken Menschen zu veranschaulichen. Ein Löffel steht hierbei stellvertretend für Energie. Die Annahme ist, dass allen Menschen die gleiche Anzahl an Löffel zur Verfügung steht, um Dinge zu tun (z. B. aufstehen, arbeiten, Essen zubereiten, Freund*innen treffen). Allerdings benötigen Menschen mit Behinderungen schon für ganz alltägliche Dinge mehr Löffel, weil es sie mehr Kraft kostet, als Menschen ohne Behinderungen. Wenn die Löffel eines Tages aufgebraucht sind, kann man sich zwar welche vom Folgetag leihen. Doch dort fehlen sie dann. So wird deutlich, dass behinderte Menschen im Vergleich zu nicht-behinderten Menschen schneller erschöpft sind.

Begriffe zu Behinderung und Inklusion

Ableismus

Ist eine Form der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, die sich auf Menschen mit Behinderungen bezieht. Sie werden dabei aufgrund ihrer Behinderung und damit einhergehenden Vorstellungen darüber, was sie können oder nicht, abgewertet. Abgeleitet ist das Wort von dem englischen Begriff "able" => fähig.

WfbM

Abkürzung für Werkstatt für behinderte Menschen. WfbM sind Einrichtungen, in denen Menschen mit Behinderung arbeiten, um auf den ersten Arbeitsmarkt vorbereitet zu werden. Diese Werkstätten sind jedoch umstritten. Gründe dafür sind u.a. die niedrige Vermittlungsquote auf den ersten Arbeitsmarkt (weniger als 1% pro Jahr), sowie teils schlechte Arbeitsbedingungen und die sehr geringe Bezahlung, die weit unter dem Mindestlohn liegt.





Hieu Pham:

„Wir sollten mehr Geld bekommen“

Beim Theater RAMBAZAMBA hat Hieu Pham die Chance, ihr schauspielerisches und musikalisches Können auf der Bühne zu zeigen. Davon leben kann sie nicht. Im Interview sagt sie, ob sie das gerecht findet und was sie sich für die Zukunft wünscht.



? Wann hast du gemerkt, dass du Interesse an der Schauspielerei hast?

Während meiner Schulzeit war das. In der Schule war ich in der Schwarzlichttheater-AG, was mir sehr viel Spaß gemacht hat. Außerdem hatte ich die Möglichkeit, bei zwei Schülerpraktika in Schauspiel-Werkstätten Erfahrung zu sammeln. Die Praktika dauerten zwei bis vier Wochen.

? Gab es Menschen, die dich auf deinem Weg in die Schauspielerei unterstützt haben?

Meine Eltern haben mich unterstützt und mir den Rücken freigehalten. Und hier im RAMBAZAMBA-Theater gibt es sehr viele Menschen, die mir helfen und mich betreuen. Wir sind hier ein starkes Team.

- ? Gibt es oder gab es denn für dich Vorbilder, zum Beispiel irgendwelche Hollywood-Schauspieler*innen, zu denen du aufgeschaut hast?**

Nein. Ich finde auch nicht, dass man diese Hollywood-Stars mit dem vergleichen kann, was wir hier machen. Hollywood ist Film und ich stehe hier als Schauspielerin im Theater auf der Bühne. Wir sind Schauspieler*innen mit Behinderung. Wir im RAMBAZAMBA sind keine Stars – wir sind normal.

- ? Spielt die Behinderung in den Stücken von euch eine Rolle?**

Die Behinderung sollte egal sein. Wir bekommen Gutes, Positives für unsere Aufführungen zu hören. Und dabei spielt es auch keine Rolle, dass wir Schauspieler mit Behinderung sind. Übrigens auch für mich und meine Rollen und auch untereinander mit den anderen Schauspielern nicht.



- ? Kannst du von der Schauspielerei leben?**

Wir bekommen in der VIA Blumenfisch Werkstatt nicht so viel Geld. Weniger als andere Schauspieler. Ich kann aber davon leben, da ich noch bei meinen Eltern wohne. Dort helfe ich dann im Haushalt mit.

- ? Findest du das ungerecht?**

Ich finde schon, dass wir mehr bekommen sollten. Aber man kann das RAMBAZAMBA Theater jetzt auch nicht mit anderen Theatern vergleichen. Bei uns gibt es auch Fahrdienste, die uns hin und wieder zurück bringen. Oder, dass Assistenten vor Ort sind. Die Organisation hier ist ganz anders.

- ? Was muss passieren, damit mehr Menschen mit Behinderung zu Theaterveranstaltungen gehen können?**

Die Theater in Berlin müssen barrierefreier werden. Dann können auch Menschen im Rollstuhl sich die Stücke anschauen. Beim Popkultur Festival gab es viele verschiedene Hilfsmittel für Menschen mit Behinderung. Das hat gut geklappt.

- ? Gibt es – neben dem Schauspiel – noch andere künstlerische Tätigkeiten, die du machst?**

Ich tanze sehr gerne und mache Musik. Ich singe in der Band 21Downbeat und spiele dort auch Schlagzeug. Nicht beides gleichzeitig, aber abwechselnd. Wir sind sechs



Schauspieler hier aus dem Theater. Zwei davon haben das Down Syndrom. Unterstützt werden wir von Leo Solter, der die Stücke komponiert und mit uns probt.

? Welche Wünsche für die Zukunft hast du?

Ich würde gerne Regie machen. Das interessiert mich und da würde ich mich persönlich auch weiterentwickeln. Letztes Jahr habe ich einem Schauspielkollegen schon zugucken können, wie er mit anderen ein Stück aus der Nibelungen-Geschichte geprobt hat. Das hat er sehr gut gemacht.

? Kannst du dir auch vorstellen, Auftritte abseits des RAMBAZABA-Theaters zu haben?

Regie würde ich erstmal gerne hier ausprobieren. Als Schauspielerin kann ich mir das sehr gut vorstellen. Ich bin durch das Schauspiel

viel selbstbewusster und mutiger geworden. Ich probiere gerne neue Sachen aus. So habe ich zum Beispiel auch schon zwei kleine Auftritte in den Filmen „Ghost Dance“ und „24 Wochen“ gehabt. Mit unserer Band 21Downbeat haben wir auch schon einige Auftritte auf Festivals gehabt, zum Beispiel auf dem Popkultur Festival, bei der Fusion oder in der Berghain Kantine.

Jonas Karpa, Redakteur bei „Die Neue Norm“ von den Sozialheld*innen

Hieu Pham ist Schauspielerin, Tänzerin und Musikerin mit Lernschwierigkeiten. Über die VIA Blumenfisch Werkstatt ist sie seit 2012 Ensemblemitglied des RAMBAZAMBA Theaters und tritt regelmäßig in Produktionen auf.

Das Interview ist gemeinsam mit Diversity Arts Culture für die Reihe „Behinderung im Spielplan – Zugänge in den Kulturbetrieb“ entstanden.



Online-Aktivist*innen im Fokus: Benedikt Sequeira Gerardo

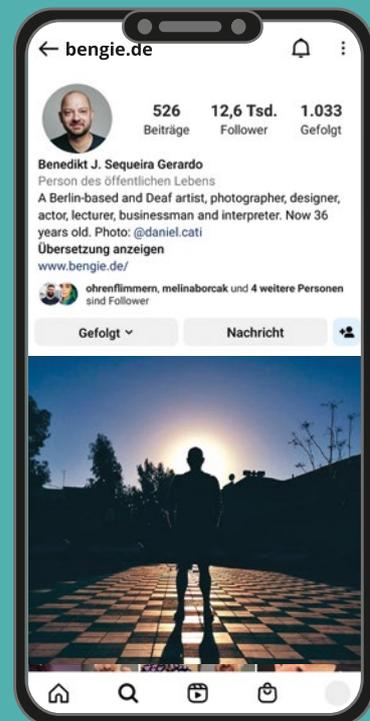
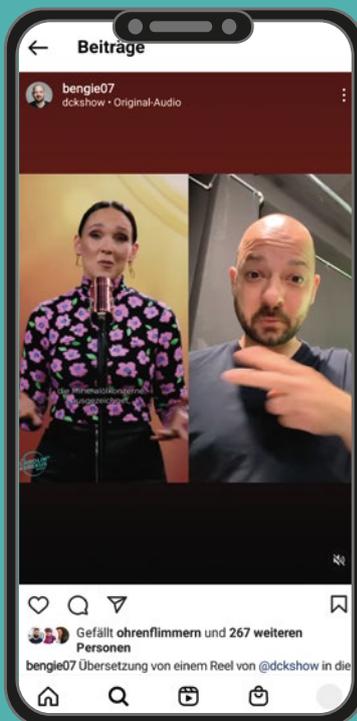
←
bengie.de

526
Beiträge
12,6 Tsd.
Follower
1.033
Gefolgt



Benedikt Sequeira Gerardo ist gehörloser Künstler, Fotograf, Designer, Schauspieler und Übersetzer für Gebärdensprache. Auf seinem Account gibt es deshalb nicht nur viele wunderschöne Bilder zu sehen, sondern auch viel Wissenswertes zu Gebärdensprache.

In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an **heft@dieneuenorm.de** und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.



Minenfeld Musik- dolmetschen: Wenn Inklusion nicht so einfach ist

*Seitdem die Deutsche Gebärdensprache 2002 im Behindertengleichstellungsgesetz als Kommunikationshilfe anerkannt wurde, nimmt sie in ihrer Bedeutung stetig zu. Sichtbar ist dies vor allem an Dolmetscher*innen.*

Diese sind für die breite Masse der Gehörlosen ein wichtiges Werkzeug, um Zugang zu Informationen zu bekommen. Neben öffentlichen Veranstaltungen dolmetschen sie auch Gespräche zwischen Patient*in und Ärzt*in, im Krankenhaus, bei Behördengängen, im Jobcenter, in Schule, Uni und Ausbildung. Die Kostenübernahme ist dabei denkbar unterschiedlich, rangiert von leicht bis kompliziert, aber meist hat der gehörlose Mensch die Wahl, dass er kostenlos eine Verdolmetschung bekommen kann. Auf Veran-



staltungen ist man mehr oder weniger auf die Organisator*innen angewiesen: Hat man hier an Budget und Platz auf der Bühne gedacht? Mittlerweile sieht man aber immer häufiger, besonders bei politischen Veranstaltungen, auch mal Dolmetscher*innen auf der Bühne. Besonders im Scheinwerferlicht landeten sogenannte Musikedolmetscher*innen. Für Hörende – also nicht hörbehinderte Menschen – scheint eine der größten Grausamkeiten des Lebens in Taubheit der Verlust von Musik zu sein.



*Gehörlose Menschen dagegen
juckt der „Verlust“ des Hörens nicht.
Das Taub sein ist vielmehr zentraler
Bestandteil der eigenen Identität.*



Anders lässt sich die Faszination, mit der Videos von dolmetschenden Menschen auf Konzerten tausendfach geteilt werden, nicht erklären. In Amerika, wo Gebärdensprachkurse nicht zuletzt dadurch, dass sie als Kurse an High Schools belegt werden können, viel weiter verbreitet sind, gibt es regelmäßig Hörende, die mit ihren „Übersetzungen“ von Liedern in Gebärdensprache durch die Decke gehen.

Identität: Taub

Gehörlose Menschen dagegen juckt der „Verlust“ des Hörens nicht. Das Taub sein ist vielmehr zentraler Bestandteil der eigenen Identität. Martin Vahemäe-Zierold haute Ende August 2018 auf den Tisch mit einem Kommentar, der es in einem Satz auf den Punkt bringt: „Hörende können sich mit meiner Sprache schmücken – für die ich als tauber Mensch immer noch verspottet werde.“ Die Gesellschaft für Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser veranstaltete kurz darauf eine Podiumsdiskussion zum Thema kulturelle Aneignung an der Universität Köln. Das Thema war bereits vorher präsent – die Dolmetscherin Laura M. Schwengber war in Deutschland das Gesicht des Musikdolmetschens und damit ziemlich populär und aktiv auf sozialen Medien unterwegs. Sie war – wie Vahemäe-Zierold und andere – ebenfalls auf der Podiumsdiskussion eingeladen. Später gründet sie die Gruppe „#DieMitDenHändenTanzen“, eine Mischung aus Kollektiv und



Agentur für Musikdolmetschen. Sie dolmetschen Konzerte, lassen sich von Gehörlosen beraten, sind aber hörend. Sie dol-

metschten auch ein Punk-Konzert im Berliner Subkultur-Club SO36. Während des Konzerts stürmten dann plötzlich mehrere gehörlose Aktivist*innen die Bühne, stellten sich vor die Band „Metzer 58“, die gerade spielte (und verdolmetscht wurde). Sie hielten Schilder hoch: „Wir wollen keine Vermarktung unserer Muttersprache!“ Das Konzert wurde abgebrochen, die tauben Aktivist*innen nahmen kurz Stellung, veröffentlichten später ein Manifest auf dem Portal Taubenschlag. Sie forderten Bühnenpräsenz tauber Menschen und eine Sichtbarkeit tauber Kultur, womit sie sich gegen die „Vermarktung“ ihrer Sprache wehrten.

Das wiederum bewegte #DieMitDenHändenTanzen zu einer Stellungnahme. Sie entschuldigten sich, und suchten anschließend nach qualifizierten Musikdolmetscher*innen, die taub sind, für eine Zusammenarbeit. Daraufhin antworteten die tauben Aktivist*innen, dass sie diese Zusammenarbeit ablehnen, da gehörlose Menschen nicht den gleichen Zugang zu Ausbildungen hätten wie hörende.

Deaf Performance

Das Thema Musikdolmetschen oder Deaf Performance ist komplex. Allein an der Perspektive der beiden Begriffe zeigen sich zwei Herangehensweisen. Das Musikdolmetschen versucht, Bestehendes – Musik, gespielt von hörenden Menschen – zugänglich zu machen. Es ist eine Frage der Inklusion, also der Teilhabe behinderter Menschen am Normleben. Deaf Performance hingegen versucht, die taube Bühnenkunst als eigenständige Form zu etablieren. Es ist unklar, wie stark Musikdol-

Das Musikdolmetschen versucht, Bestehendes – Musik, gespielt von hörenden Menschen – zugänglich zu machen, ist eine Frage der Inklusion, also der Teilhabe behinderter Menschen am Normleben. Deaf Performance hingegen versucht, die taube Bühnenkunst als eigenständige Form zu etablieren.

metschen vergütet wird – taube Aktivist*innen sprechen ausgehend von Standardsätzen von 75,85 Euro die Stunde von einem hoch profitablen Geschäft. Musikdolmetscher*innen verneinen diese Profitabilität aber, auch unter Verweis auf Steuern und Abgaben, aber auch niedrigere Entlohnung als beim Dolmetschen im medizinischen Kontext oder vor Gericht.

Inklusion ist also im Bereich Gebärdensprache und Gehörlosigkeit ein sehr profitables Geschäft. Der Mangel an Dolmetscher*innen ist immens, die Auftragslage ist gut. Stetig kommen neue Tätigkeitsfelder hinzu. Unterm Strich mag die Vergütung nicht viel besser sein als die von qualifizierten Handwerker*innen, aber dennoch handelt es sich um einen Job ohne nennenswerte laufende Kosten und

mit einer guten Auftragslage, die nur besser wird: Ganze Schullaufbahnen werden mittlerweile im Zuge der inklusiven Beschulung verdolmetscht. Gehörlose Kinder gehen bisweilen nicht mehr auf „Förderschulen Schwerpunkt Hören und Kommunikation“, sondern besuchen die Regelschule. Überall entstehen neue Ausbildungsstätten und Studiengänge, die stetig neue Dolmetscher*innen ausspucken. Dem gegenüber stehen gehörlose Menschen, die durch die Bank diskriminiert werden: Schlechtere Schulbildung, schlechtere Ausbildungschancen, schlechtere Aussichten auf dem Arbeitsmarkt.





Kaum Bühnen für taube Kulturschaffende

Naheliegender, dass es Neid produziert, wenn man – wie Vahemäe-Zierold – für einen niedrigen zweistelligen Stundenlohn die eigene Muttersprache unterrichtet, nur um dann zu sehen, wie die Belehrteten profitieren. Von seiner Muttersprache und ihrem eigenen Hearing Privilege, dem Vorteil, hörend zu sein. Es mag die eine Sache sein, dass sie mehr und leichter Geld verdienen als Gehörlose, aber die andere Sache ist eine der Bühnenpräsenz. Für taubes Theater, taube Poesie, taube Filme gibt es in Deutschland keine Bühne, keine Förderung. Was an Förderung geschieht, passiert



als Inklusion. Man kann also die Geschichten von Shakespeare barrierefrei machen, aber nicht die Geschichte, Kultur, das Le-

ben Gehörloser auf der Bühne zeigen. Dementsprechend sind es vor allem auch hörende Dolmetscher*innen, die präsent sind, die zu sehen sind, die Karriere machen. Nicht dank ihrer künstlerischen Fähigkeiten, sondern weil sie dolmetschen, was bereits andere sich ausgedacht haben.

Im Zuge der öffentlichen Diskussionen in der Community um Laura M. Schwengber und die Aktivist*innen von Deaf Performance Now trat zusehends in den Vordergrund, dass vor allem die Frage der Sichtbarkeit gehörloser Bühnenkunst wichtig ist. Reine Accessibility von Bühnenprogrammen ermöglicht es keinem tauben Menschen, auf die Bühne zu kommen. Auch der Einsatz von tauben Dolmetscher*innen fördert die taube Bühnenkunst nicht unmittelbar.

Neues Bewusstsein: Inklusion heißt auch Teilgabe

2020 kündigte Laura M. Schwengber Ende März dann an, ihre Arbeit im Musikbereich niederzulegen, nicht zuletzt wegen eines Diskurses, der „undemokratisch gelenkt“ sei und eine „emotionalisierende Wortwahl“ hätte. Die noch andauernde Corona-Pandemie bremste dann auch andere Initiativen aus, die taube Performer fördern würden. Erst am 4. September 2021 konnte der Deutsche Gehörlosen-Bund seine Fachtagung zum Thema Deaf Performance umsetzen – als Online-Veranstaltung. Hier wurde kritisch diskutiert und eine stärkere Etablierung tauber Künstler*innen gefordert. Beim Jahresempfang des Bundesbehindertenbeauftragten Jürgen Dusel im Juni 2022 trat die taube Performerin Inna Shparber an der Seite des Rappers Graf Fidi auf, moderiert wurde von der ebenfalls tauben Journalistin Iris Meinhardt. Nachdem jahrelang das Thema Musikdolmetschen die Community erregt und beschäftigt hat, hat es gleichzeitig auch den Boden bereitet für ein anderes Bewusstsein der Inklusion – nicht nur zugänglich machen, sondern auch einbeziehen. Verdolmetschte Mehrheitskultur ist nämlich immer noch Mehrheitskultur, Normkultur. Was es tatsächlich braucht und was das Ziel sein sollte, ist ein gleichberechtigter Zugang für alle Künstler*innen und eine gezielte Förderung insbesondere der tauben Kultur und Sprache.

Hier zeigt sich, dass Behinderung sich nicht nur in den baulichen Barrieren manifestiert, oder in den viel zitierten „Barrieren in den

Köpfen“, sondern dass es um eine umfassende Einbeziehung der Perspektiven behinderter Menschen geht. Für Gehörlose ist schon lange sonnenklar, dass sie neben der Minderheit als Behinderte auch als kulturelle Gruppe, als Sprachgemeinschaft in der Minderheit sind. Vielleicht wäre es an der Zeit, dass sich Behinderte zutrauen, ihre Behinderung als kulturelle Komponente und aktiven Beitrag zur Gestaltung der Gesellschaft zu sehen statt als Hürde, die es zu überkommen gilt?

Wille Felix Zante, Journalist

*„Hörende können
sich mit meiner
Sprache schmücken
– für die ich als
tauber Mensch
immer noch
verspottet werde.“*

Martin Vahemäe-Zierold





Barrierefreies Gaming

Wie funktioniert Zocken an der Konsole mit einer Muskelerkrankung? Und welche Features sind für barrierefreies Gaming wichtig? Melanie Eilert erzählt von ihren eigenen Erfahrungen.

Ich lebe mit Spinaler Muskelatrophie, einer fortschreitenden Muskelschwäche. Die SMA wurde erkannt, als ich ein bisschen älter als ein Jahr war. Damals, Ende der 80er, gab es für meine Eltern noch nicht die Möglichkeit, sich massenhaft Informationen aus dem Internet zu holen und trotzdem haben sie versucht, sich so gut es geht darüber zu beleesen, was SMA ist und welche Folgen die Erkrankung hat. So war ihnen klar, dass die Kraft in meinen Händen früher oder später nicht mehr ausreichen wird, um mit einem Stift zu schreiben. Es war ihnen daher wichtig, mich schon früh in meiner Kindheit mit Computern und Technik vertraut zu machen. Wir hatten unseren ersten Computer schon kurz nach meiner Einschulung. Wenige Zeit später zog zu Weihnachten ein Super Nintendo bei uns ein, den meine Cousine, mein Cousin und ich zusammen zu Weihnachten bekamen. Das war eine große Überraschung, mit der wir drei nicht gerechnet hatten. Ich hatte viel Spaß dabei, mit meiner Cousine und meinem Cousin am Super Nintendo zu spielen. Wir spielten sehr gerne gegeneinander Super Mario Kart oder wech-

selten uns bei Mickey's Magical Adventure ab. Spielen machte mir so viel Spaß, dass ich mit ungefähr 10 Jahren mein gespartes Taschengeld für einen Gameboy Color Pocket ausgab und darauf sehr viele Pokémon sammelte.

Doch das Vergnügen hielt nur wenige Jahre an. Mit dem Erscheinen der ersten PlayStation und dem N64, welche Ende der 90er populär wurden, stieß ich das erste Mal auf Barrieren beim Gaming. Die Games präsentierten jetzt häufig 3D-Welten, was die Steuerung komplexer machte. Die neuen Controller waren groß und unhandlich. Und generell wurden viel mehr Tasten benötigt, als bei den vorherigen Konsolen. Ich versuchte dann auf Games am Computer umzusteigen, aber zu dem Zeitpunkt war es bereits ziemlich anstrengend für mich, eine Tastatur zu benutzen und mit der Zeit, war auch das nicht mehr möglich. Somit blieben nur noch Games, die allein mit der Maus gesteuert werden konnten, doch die langweilten mich bald, sodass ich das Spielen für viele Jahre nahezu komplett aufgab.

Um genau zu sein für über 15 Jahre. Ich hatte nie das Interesse an Games verloren, ich konnte nur keine finden, die zu mir passten. Ich konnte manchmal bei Freund*innen zuschauen und auf diese Weise passiv spielen. Bei dem Spiel Beyond – Two Souls gab es sogar eine App, um einen zweiten Charakter mit dem Smartphone zu steuern. Das war cool und die aktivste Spielerfahrung, die ich seit Jahren hatte. Es war ein tolles Erlebnis, doch es war mir nicht genug.

Uncharted 4 – erstes barrierefreies Spiel seit Langem

Irgendwann im Frühjahr 2017 checkte ich mal wieder im Internet, wie es aktuell mit Barrierefreiheit in Games aussieht. 2017 gab es bei weitem noch nicht so viel hilfreiche Informationen wie heute, aber eine Sache packte mich: Ich stieß auf ein YouTube-Video von Ende 2016, in welchem über Barrierefreiheit im Action-Adventure Uncharted 4 gesprochen wurde. Es war die Aufzeichnung eines Diskussionspanels, an dem unter anderem Josh Straub, ein behinderter Gamer, und eine UI Designerin des Spiels teilnahmen. Die UI Designerin sagte bei der Diskussion, dass eine E-Mail von Josh, in der er seine Probleme mit dem vorherigen Spiel schilderte, den Anstoß dafür gab, beim aktuellen Titel für weniger unbeabsichtigte Barrieren zu sorgen.

Dieses Video war der wichtige Auslöser für alles, was danach bei mir passierte. Ich war überrascht und sehr glücklich, zu sehen, dass es in der Gaming-Industrie Menschen gibt, die behinderten Spielenden zuhören und aktiv daran arbeiten, Barrieren in Games aus dem Weg zu räumen. Ich fühlte mich wahrgenommen und ich hatte Hoffnung, doch endlich wieder selbst und alleine spielen zu können.



Natürlich musste ich umgehend das besagte Spiel, Uncharted 4, ausprobieren. Glücklicherweise konnte ich mir das Spiel und eine PlayStation 4 von einem Freund ausleihen. Und ich konnte es tatsächlich spielen! Es war immer noch sehr anstrengend und es hat nicht alles perfekt funktioniert, aber ich konnte es mit dem normalen PlayStation-Controller von Anfang bis Ende komplett selbstständig spielen und das fühlte sich gut an.

Nach dieser Erfahrung schaffte ich mir eine eigene PS4 an und versuchte mich an verschiedenen Games. Für manche musste ich erfinderisch werden, um an Steuerungsbarrieren vorbeizukommen, manche funktionierten für mich auch gar nicht und ein paar waren sogar ganz unkompliziert spielbar. Da ich nun wusste, dass es da draußen Menschen gibt, die sich für die Spielerfahrung behinderter Spielender interessieren, erzählte ich hier und da auf meinem Blog oder auf Twitter von meinen Erfahrungen mit einzelnen Games. Ich hatte zu der Zeit nur wenig Follower, die kaum über Freunde und Familie hinaus gingen, aber das war egal. Es machte mir Spaß, von meinen Gaming-Erlebnissen zu berichten.



Der Adaptive Controller von Microsoft

Wenige Monate später kündigte Microsoft den Xbox Adaptive Controller an. Einen Controller für die Xbox, der durch den Anschluss externer Taster komplett individualisiert und angepasst werden kann. Das klang für mich super interessant und ich fragte bei Xbox Deutschland, ob es eine Möglichkeit gibt, den Controller zu testen. Ich dachte dabei eigentlich an die Spielemesse gamescom oder einen Termin in einem der Microsoft-Büros, doch stattdessen bekam ich den Controller und eine Xbox One S geschickt, um beides ausführlich auszuprobieren. Der Xbox Adaptive Controller war für mich ein Game-Changer im wahrsten Sinne des Wortes – und das nicht nur beim Spielen. In meinem Setup nutze ich den Xbox Adaptive Controller ergänzend zum Standardcontroller, sodass ich mir Tasten, die dort zu schwer zu drücken sind, als leichtgängige Taster zusätzlich auf den Tisch legen kann. So werden mir auch Spiele mit komplexeren Eingaben ermöglicht, die ich vorher nur unter großer Anstrengung oder gar nicht spielen konnte.

Ich schrieb einen ausführlichen Testbericht über diesen Controller, den ich bei GamePro veröffentlichen konnte, eines der größten Gaming-Magazine in Deutschland. Der Controller wurde sehr stark beworben und so interessierten sich auch andere Medien für Erfahrungen damit. Durch meinen Testbericht und auch meine Aktivitäten auf Social Media kamen sie dabei immer wieder auf mich zurück. Plötzlich gab ich Interviews fürs Radio, Podcasts und sogar fürs Fernsehen.



„Ich war überrascht und sehr glücklich, zu sehen, dass es in der Gaming-Industrie Menschen gibt, die behinderten Spielenden zuhören und aktiv daran arbeiten, Barrieren in Games aus dem Weg zu räumen. Ich fühlte mich wahrgenommen und ich hatte Hoffnung, doch endlich wieder selbst und alleine spielen zu können.“



Während ich langsam meine ersten Schritte in der größeren Öffentlichkeit machte und von meinen Erfahrungen als behinderte Spielerin erzählte, um auch allgemein auf Barrieren im Gaming, wie fehlende Hilfseinstellungen bei der Steuerung oder zu kleine Untertitel, aufmerksam zu machen, fand ich auf Twitter und Twitch andere behinderte Aktivist*innen und Expert*innen für Barrierefreiheit und Inklusion im Gaming, die jedoch leider alle im englisch-sprachigen Ausland tätig sind. Von deren Tweets und Streams lernte ich sehr viel darüber, welche Barrieren auch abseits von meinen persönlichen in Games auftreten können und auch, welche Lösungen es dafür in verschiedenen Games gibt. So ist es zum Beispiel wichtig, nicht nur gut lesbare Untertitel für die Dialoge einzubinden, sondern auch visuell auf Geräusche hinzuweisen. Gehörlose Spieler*innen können nicht im Spiel auf das klingelnde Telefon reagieren, wenn sie das Klingeln gar nicht hören und es nicht sichtbar gemacht wird. So breitete sich in mir das Gefühl aus, auch für ein besseres Gaming-Erlebnis für behinderte Spielende aktiv zu werden.

Motiviert vom Einfluss, den andere Aktivist*innen für Barrierefreiheit im Gaming haben, suchte ich nach Möglichkeiten, wo ich mich in Deutschland einsetzen könnte. Ich fand eine Universität in Köln, die nicht weit von meinem Wohnort entfernt ist und an der Digital Games/Game Design gelehrt wird. Ich fragte einfach mal an, ob sie daran interessiert



wären, dass ich einen ihrer Kurse besuche und über meine Erfahrungen als behinderte Spielerin spreche. Sie waren einverstän-

den, und ich wurde als einmalige Gastdozentin eingeladen und bekam volle zwei Stunden Zeit, um vor Studierenden unterschiedlicher Semester über Barrierefreiheit, Repräsentation und Inklusion zu sprechen.

Seit ich 2014 meine Ausbildung beendet hatte, habe ich nicht mehr als Präsentierende vor Menschen gesprochen, und ich mochte Präsentationen eigentlich noch nie. Ich war also sehr nervös. Aber ich wusste, dass ich zukünftigen Spieleentwickler*innen einen Einblick in meine Erfahrungen geben und sie über Behinderungen und falsche Vorstellungen darüber aufklären konnte – eine große Chance für Barrierefreiheit in kommenden Games.

Nach dieser erfolgreichen ersten Präsentation reichte ich einen Kurzvortrag für den gamescom-Congress ein und wurde angenommen. Auch schrieb ich weiterhin über Barrierefreiheits-Themen für die GamePro, für die ich den Bericht über den Xbox Adaptive Controller geschrieben hatte, aber auch für andere Medien.

Ein Meilenstein, den ich sehr gerne als Aktivistin für barrierefreies Gaming noch erreichen möchte, ist, als Beraterin bei der Entwicklung eines Spiels mitzuwirken. Nicht nur mit einzelnen Tipps, sondern in einer engen Zusammenarbeit über längere Zeit. Aufmerksamkeit auf das Thema zu lenken ist eine Sache, aber gezielt an der Umsetzung zu arbeiten, bewegt natürlich noch viel mehr.

Melanie Eilert, Gamerin

Barrieren aus der Hölle

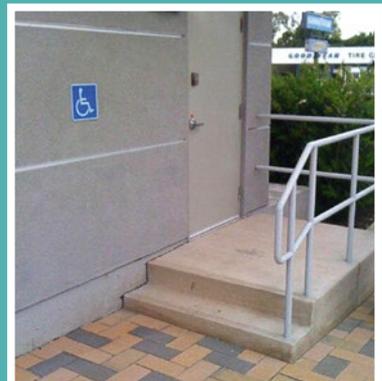
Unfassbare Fundstücke
aus dem Netz.



Twitter @AccessAdvocates



abilitiesexpo.com via Pinterest



Twitter @AccessAdvocates



Twitter @OliverBerger



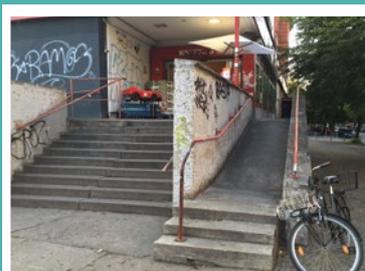
Twitter @HeedTheNeed



Twitter @HelenaohneH



Twitter @alexpresse



Twitter @Alidogalli



Warum Ableismus Nichtbehinderten hilft, sich „normal“ zu fühlen

Bei #AbleismTellsMe erzählten behinderte Menschen von Diskriminierung. Was genau Ableismus eigentlich ist und wo der Unterschied zur Behindertenfeindlichkeit liegt, erklärt Rebecca Maskos.

Able- was? Schon wieder so ein neues fancy word in den Social-Media-Timelines? Ableismus und sein englischsprachiger Ursprungsbegriff ableism leiten sich ab vom englischen Begriff ability, zu deutsch: Fähigkeit. Entstanden in der englischsprachigen Behindertenbewegung, wird der Begriff erst seit etwa zehn Jahren auch in Deutschland verwendet.

Mit dem Twitter-Hashtag #AbleismTellsMe hat es Ableismus nun auch in deutsche Mainstream-Medien geschafft. Nachdem die US-amerikanische, behinderte Studentin Kayle Hill Anfang September 2020 unter #AbleismTellsMe über ihre Erfahrungen mit Diskriminierung twitterte, ging der Hashtag vor allem in Deutschland durch die Decke. In hunderten von Tweets berichteten User*innen von zum Teil krassen Erfahrungen der Ausgrenzung und Benachteiligung, Ausdruck des gesellschaftlichen Umgangs mit Behinderung.



Ableismus zeigt sich, wenn wir als kompetentes Subjekt auf Augenhöhe nicht vorkommen, wenn wir unsichtbar scheinen, wenn über unseren Kopf hinweg über uns entschieden wird. Wenn unsere Freund*innen und Partner*innen als unsere „Betreuer*innen“ angesprochen werden. Ableistische Denkmuster führen alles, was wir tun, auf unsere Behinderung zurück: Wir sind schlecht gelaunt, mürrisch und einzelgängerisch oder aber neugierig, freundlich und nett, vermeintlich weil wir behindert sind. Wir tun alles trotz unserer Behinderung – unser Leben sei einzig und allein darauf gerichtet, unsere Behinderung zu überwinden. Ableismus lässt uns als vielschichtige Person verschwinden, hinter einer Wand von stereotypen Annahmen. Zum Beispiel, dass unsere Behinderung uns verbittert und depressiv macht, und dass es deshalb viel Mut braucht, wenn wir ein „ganz normales Leben“ führen. Oder, dass wir in allen Lebensbereichen hilflos und unfähig sind. Ableistisch ist die Anerkennung, die es regnet, wenn wir „trotzdem rausgehen“, „auch auf der Party dabei sind“, „uns

nicht von unserer Behinderung aufhalten lassen“, oder ihr „die Stirn bieten“. Ableistisch ist aber auch die Missgunst, die wir für Behindertenparkplätze, Schwerbehindertenausweise und zusätzliche Urlaubstage bekommen. Oder die Frage, ob unser Leben überhaupt lebenswert sei und wir nicht hauptsächlich eine Last für unsere Familien darstellen.

Die Überschneidungen mit Behindertenfeindlichkeit sind offensichtlich. Hass und Gewalt, die früher und heute behinderten Menschen entgegenschlagen, sind in der Tat behindertenfeindlich. Auch die Frage, wie viele „Pflegefälle“ sich eine Gesellschaft noch leisten will, oder ob man in Zeiten knapper Ressourcen im Gesundheitswesen nicht priorisieren müsse, wessen Leben man erhält und wessen nicht. Der Begriff Behindertenfeindlichkeit trifft die Abwertung behinderten Lebens in ihrer gan-

zen Schärfe. Und dennoch ist es sinnvoll, wenn ihm der Begriff Ableismus zur Seite steht.

Ableismus im Alltag

Zum einen ist die Praxis im Umgang mit Behinderung nicht immer feindlich. Oft kommt sie eher freundlich daher, als Gratulation zum „Lebensmut“, als das überbordende, nicht immer hilfreiche Helfen im Alltag oder in Gestalt von nett gemeinten Tipps, wie man die chronischen Schmerzen einfach los wird. Zum anderen ist Ableismus breiter als Behindertenfeindlichkeit. Wie Rassismus und Sexismus bildet der Begriff nicht nur die Praxis im Umgang mit einer Gruppe ab, sondern auch die gesellschaftlichen Machtverhältnisse, die diese Praxis hervorbringen. Ableismus zeigt sich nicht nur im schrägen Kommentar oder im Kopfstreicheln, sondern auch in der Treppe ohne



Ableismus lässt uns als vielschichtige Person verschwinden, hinter einer Wand von stereotypen Annahmen.

Rampe, im fehlenden Aufzug, in den Geldern, die Veranstalter*innen für Gebärdensprachdolmetschen, Live-Streaming oder Leichte Sprache einfach nicht aufbringen wollen. Der Begriff Behindertenfeindlichkeit kann umgekehrt auch suggerieren, dass es reicht, einfach nur die eigene Haltung umzuwandeln – nämlich in eine „behindertenfreundliche“.

Rassismus und Sexismus sind genau wie Ableismus nicht nur Denk- und Handlungsmuster, sondern auch Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse, die alle Menschen betreffen – auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Weiße Männer beispielsweise müssen



sich mit den Zumutungen einer rassistischen und sexistischen Gesellschaft kaum auseinandersetzen und finden es deshalb oft schwer, sie überhaupt zu erkennen. Auch nicht-behinderte Menschen erscheinen in diesem Zusammenhang privilegiert: Den energieraubenden Kampf mit Barrieren und Vorurteilen können sie sich sparen. Behinderte Menschen hingegen müssen sich nicht nur mit dem Ableismus der anderen auseinandersetzen. Zusätzlich besteht auch die Gefahr, dass man den von außen herangetragenen Ableismus verinnerlicht, dass man sich irgendwann selbst als minderwertig, als Belastung für die Gesellschaft sieht.

Unterschied zu anderen “-ismen”

Es gibt einen entscheidenden Unterschied zu anderen -ismen: Eine Identität als nicht-behinderter Mensch ist fragil. Spätestens im Alter sind wir alle mittendrin im behinderten Leben: Kein Leben geht ohne Beeinträchtigungen zu Ende. Und in den allermeisten Fällen haben wir alle vorübergehend kleinere und größere Beeinträchtigungen im Laufe des Lebens. Alle machen wir Erfahrungen mit Beeinträchtigungen – mit Krankheiten, mit Abhängigkeiten von anderen, mit Hilfsbedürftigkeit, ohne jedoch dadurch automatisch behindert zu sein. Dennoch: Ein schwerer Unfall reicht und zack ist man Teil des „Clubs der Behinderten“. Vielleicht ist das ein Grund, weshalb Behinderung so viel Angst und Unsicherheit auslösen kann – sie ist in Wirklichkeit näher dran am nicht-behinderten Leben, als den meisten Leuten lieb ist.

Rebecca Maskos, Journalistin und Inklusions-Aktivistin

Online-Aktivist*innen im Fokus



ashducation

Ash ist queer, nicht-binär trans und lebt mit Myalgische Enzephalomyelitis / Chronisches Fatigue Syndrom. Ash betreibt auf Ashs Instagram-Kanal erstklassige Bildungsarbeit über Ableismus, den Umgang mit Behinderungen und chronischen Krankheiten sowie queere Themen. Auf Ashs Account könnt ihr wirklich viel lernen, da Ash sehr gut erklärt. Und ab und an gibt es auch süßen Hunde-Content!



In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an heft@dieneuenorm.de und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.





Allyship – Warum wir als behinderte Menschen Verbündete brauchen

*„Nicht ohne uns über uns“ – das ist einer der zentralen Sätze der Behindertenrechtsbewegung. Er soll verdeutlichen, dass Menschen mit Behinderung als Selbstvertreter*innen mit an die Entscheider*innen-Tische gehören – und zwar zu allen Themen, die gesellschaftlich verhandelt werden und nicht nur zu solchen, die behinderte Menschen direkt betreffen.*



So weit, so richtig und wichtig. Aber kommen wir als Menschen mit Behinderung mit unseren Forderungen auf Chancengleichheit, Teilhabe und der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention voran und weit genug, wenn wir uns nur auf uns selbst verlassen? Natürlich sind wir nicht diese kleine Randgruppe, als die wir immer gesehen werden. Denn mit knapp acht Millionen Menschen mit Behinderung in Deutschland, 39 Millionen in Europa und über einer Milliarde auf der Welt sind wir eine größere Gemeinschaft, als viele vielleicht denken. Und doch bleibt klar: Wir sind als Menschen mit Behinderungen eine marginalisierte Gruppe, wir sind eine Minderheit.

Verbündete finden – Wissen weitergeben

In der Minderheit sind wir insbesondere in den einflussreichen gesellschaftlichen Positionen. Dort, wo Entscheidungen getroffen werden. In der Politik, in den Führungsetagen oder Medien. Noch viel zu selten haben wir ein Mitspracherecht – und zwar ein Mitspracherecht auf Augenhöhe. Damit unsere Stimmen gehört werden, brauchen wir Allies, wir brauchen Verbündete. Das sind Personen, die nicht paternalistisch über uns sprechen, sondern unsere Forderungen mittragen und als eine Art Multiplikator*innen agieren. Menschen, die sich ebenso für Barrierefreiheit und gegen Diskriminierung einsetzen. Menschen, die mit uns für unsere Rechte demonstrieren gehen, weil ihnen Gleichberechtigung und eine vielfältige Gesellschaft wichtig sind.

Deshalb müssen wir als Menschen mit Behinderung offen dafür sein, unser Wissen und

*Ein striktes
Beharren auf
„nicht ohne uns
über uns“ und
das damit
einhergehende
bunkern von
Informationen
bringt uns in
unseren
Forderungen
nicht weiter.*



unserer Expertise weiterzugeben. Ein striktes Beharren auf „nicht ohne uns über uns“ und das damit einhergehende Bunkern von Informationen bringt uns in unseren Forderungen nicht weiter. Natürlich dürfen wir das Heft nicht aus der Hand geben oder Strukturen fördern, in denen unter dem Deckmantel der Inklusion über uns gesprochen wird. Wir sollten aber aktiv Verbündete werben und sie mit unseren Wünschen und Ansichten aufladen.



Kritisch, aber konstruktiv

Dabei ist es wichtig, im Sinne des konstruktiven Aktivismus vorzugehen. Ja, wir erleben oft Ungerechtigkeiten, Barrieren und Diskriminierung jeglicher Art, die uns wütend werden lassen. Wütend vor allem deshalb, weil sich gefühlt wenig ändert und wenn, dann nur sehr sehr langsam. Viele Probleme bestehen aber nicht, weil die Menschen bewusst böswillig sind, sondern weil unsere gesellschaftlichen Systeme noch immer exkludierend sind. Sondereinrichtungen wie Förder-



schulen, Wohnheime oder Werkstätten für Menschen mit Behinderung sorgen dafür, dass gar nicht erst die Möglichkeit besteht, einander zu begegnen. Dieses Nicht-Wissen voneinander sorgt für eine große Unsicherheit und Vorbehalte. Deshalb ist es auch für unsere Perspektive wichtig zu verinnerlichen, dass es sein kann, dass wir die erste Person sind, auf die unser nicht-behindertes Gegenüber trifft. Das ist dann in der Tat eine große Bürde, aber auch gleichzeitig die Chance, konstruktiv auf Fehler hinzuweisen und Verbündete zu gewinnen. Freundlich und lösungsorientiert.

Auch untereinander Ally sein

Allies können wir übrigens auch untereinander sein. Oftmals werden wir Menschen mit Behinderung als eine Gruppe gesehen, aber auch Behinderung ist vielfältig. Die unterschiedlichen Bedürfnisse oder Ansprüche auf Barrierefreiheit sind mitunter riesig. Deshalb ist es umso wichtiger, dass wir auch untereinander zuhören und voneinander lernen. Damit es auch blinden Menschen eben nicht egal ist, ob ein Video Untertitel hat, weil sie die ja eh nicht sehen. Damit auch taube Menschen den Finger heben und anmerken, wenn es keine Rampe für Rollstuhlfahrer*innen gibt. Wenn wir untereinander verbündet sind, macht uns das nur stärker und füllt das Wort Inklusion mit Leben.

Am Ende müssen wir uns gegenseitig unterstützen. Nicht über uns, sondern mit uns.

Jonas Karpa, Redakteur bei „Die Neue Norm“
von den Sozialheld*innen

Verbündet sein

Ich unterstütze Menschen mit Behinderungen durch meine Worte und Taten.

Zuhören

Ich höre Betroffenen zu und glaube ihrer gelebten Erfahrung

Lesen

Ich lese Bücher von Autor*innen mit Behinderungen.

Treffen

Ich suche aktiv den Kontakt zu behinderten Menschen und schaffe Begegnungen.

Follower*in sein

Ich folge Menschen mit Behinderungen auf Social Media.

Privilegien checken

Ich mache mir bewusst, in welchen Lebensbereichen ich als nicht-behinderter Mensch Vorteile gegenüber behinderten Menschen habe.

Barrieren abbauen

Ob online oder offline – ich informiere mich über Barrierefreiheit und setze mich dafür ein, dass Barrieren in meinem Umfeld abgebaut werden.

Aus Fehlern lernen

Wenn ich einen Fehler mache, korrigiere ich ihn, bitte um Entschuldigung und bedanke mich für die Möglichkeit, daraus lernen zu können.

Inklusion fordern

Ob in der Kita, dem Sportverein oder bei der Arbeit – ich spreche offen an, wenn Menschen mit Behinderungen dort nicht vorkommen und fordere, dass das geändert wird.

Raum geben

Wo es mir möglich ist, Sorge ich dafür, dass behinderte Menschen ihre Perspektive einbringen können.

Sprechen

Ich verwende Selbstbezeichnungen von Menschen mit Behinderungen und verbanne ableistische Worte aus meinem Sprachschatz (Mehr Infos auf leidmedien.de)

Teilhabe ermöglichen

In meinen Einflussbereichen achte ich darauf, dass Menschen mit Behinderungen als Zielgruppe mitgedacht werden.

Vorurteile bewusst machen

Ich reflektiere darüber, welche klischeehaften Vorstellungen ich über Menschen mit Behinderungen habe (positive wie negative) und woher diese eigentlich kommen.

Kaufen

Ich informiere mich über die Arbeitsbedingungen in Behindertenwerkstätten, bevor ich Produkte von dort kaufe.

Einschreiten

Ich melde mich zu Wort, wenn ich Diskriminierungen und Ausgrenzung von behinderten Menschen erlebe.

Einstellen

Im Arbeitskontext versuche ich mit meinen Möglichkeiten darauf hinzuwirken, Menschen mit Behinderungen ins Team zu holen.

Mentor*in sein

Im Arbeitskontext unterstütze und fördere ich eine Person mit Behinderungen auf ihrem Berufsweg. Außerdem sehe ich es als Chance, selbst etwas dazulernen.

Das ist nur eine kleine Auswahl an Dingen, die du tun kannst, um ein*e Verbündete*r für Menschen mit Behinderungen zu sein. Du hast weitere Ideen? Dann sende Sie uns an heft@dieneuenorm.de



Was nicht-behinderte Menschen gegen Ableismus tun können – und müssen

*Du sitzt mit Freund*innen in einer Kneipe, die Stimmung ist super und alle verstehen sich gut. Dann stößt einer aus der Runde sein Bierglas um und ein anderer alter Schulfreund sagt fröhlich lachend, „Bist du behindert oder was?“ Trotz des kleinen Unglücks bleiben alle gut gelaunt und wischen das Bier auf, mit den herumliegenden Servietten.*

Und was machst du? Welche Gedanken gehen dir durch den Kopf, wenn jemand das Wort Behinderung so benutzt? „Ist doch nur ein Spruch!“ „Er hat es nicht so gemeint.“ „Er ist doch ein netter Kerl, das kann man ihm nicht übel nehmen“. Du willst die gute Stimmung nicht verderben und als Moralapostel auftreten. Und außerdem ist kein Mensch mit Behinderungen anwesend, der oder die beleidigt sein könnte. Aber woher weißt du, ob jemand in der Runde nicht eine unsichtbare Behinderung hat? Und warum ist es überhaupt entscheidend, ob jemand unter den Anwesenden eine Behinderung hat? Eine diskriminierende Bemerkung ist nie ok, egal, wer sie hört oder an wen sie gerichtet ist.

Veränderung beginnt mit dir



In der Großfamilie, auf der Arbeit, in der Ausbildung, im Sportverein und im Freundeskreis gibt es immer wieder Situationen,

in denen jemand etwas sagt oder tut – oder auch nicht tut – wodurch Menschen mit Behinderungen ausgeschlossen, diskriminiert oder schlichtweg übersehen werden. In solchen Momenten haben Menschen ohne Behinderungen die Chance, dem etwas entgegenzusetzen.

In diesem Zusammenhang wird oft von „Ally“ gesprochen, das englische Wort für Verbündeter oder Verbündete. Ein Ally ist jemand, der oder die in einem bestimmten Kontext erkennt, dass sie gegenüber anderen Personen eine privilegierte Position hat und dieses Privileg bewusst nutzt, um Menschen in einer weniger privilegierten Position zu helfen.

Privilegiert zu sein bedeutet nicht, dass man reich ist oder keine großen Schwierigkeiten im Leben überwinden musste. Es bedeutet nur, dass man bestimmte Nachteile im Leben nicht hat oder gewisse Dinge nie selbst erleben wird, einfach, weil man z.B. keine Behinderung hat oder keine dunkle Hautfarbe.



Schritt für Schritt zum Verbündet sein

Der erste Schritt, um ein Ally zu werden, liegt darin, sich zu informieren. Das fängt damit an, dass man erst mal versteht, welche Rechte und Vorteile man selbst hat, die andere nicht haben. Dabei hilft es, Bücher und Artikel von Menschen mit Behinderungen zu lesen, Podcasts, die sich mit Themen rund um Behinderung befassen, zu hören und Menschen mit Behinderungen auf Social Media zu folgen. Und dabei Menschen mit Behinderungen offen und unvoreingenommen zuzuhören, um sie zu verstehen. Das braucht Übung. Denn die wenigsten von uns lernen von klein auf zuzuhören, um andere zu verstehen. Wir lernen zu reagieren, indem wir Ratschläge erteilen, Gegenargumente liefern, vermeintlich ähnliche Erfahrungen teilen oder Probleme von

„Wenn du in Situationen der Ungerechtigkeit neutral bist, hast du die Seite des Unterdrückers gewählt.“

Desmond Tutu



Privilegiert zu sein bedeutet nicht, dass man reich ist oder keine großen Schwierigkeiten im Leben überwinden musste.

anderen runterspielen. Zum Zuhören gehört auch, Fragen zu stellen, die ein echtes Interesse zeigen, andere Lebenserfahrungen und Perspektiven zu verstehen und diesen gelebten Erfahrungen zu glauben.

Das, was man als gut informierter Ally dann aktiv tun kann, kann in drei Kategorien unterteilt werden: Für jemanden eintreten, jemanden Chancen ermöglichen und den Status Quo in Frage stellen.

- Allies können für jemanden eintreten, der oder die unfair behandelt oder außer Acht gelassen wird.
- Allies können anderen Chancen ermöglichen, indem sie ihnen Zugang zu Bildung, Arbeit, Netzwerken und Aufstiegschancen geben.
- Allies können darauf hinarbeiten, dass Systeme und Prozesse in Teams bei der Entscheidungsfindung, in Meetings und in der Kommunikation fairer und gleichberechtigter werden.

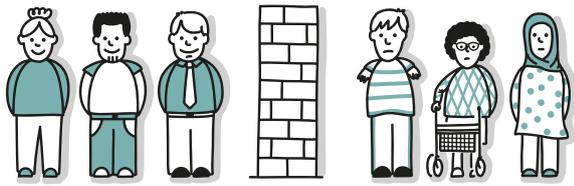
Fehler machen und daraus lernen

Auf unserem Weg als Allies werden wir Neues lernen und Altes, Problematisches entlernen müssen. Wir werden dabei Fehler machen und manchmal Kritik ernten von Menschen mit Behinderungen. Wichtig ist, dass wir die Kritik annehmen als Chance, weiterzulernen. Leider nehmen wir jedoch Kritik oft sehr persönlich und interpretieren sie als Kritik an uns als Person und nicht als Kritik an unserem Verhalten. Es ist eine ganz normale Reaktion, bei Kritik schnell in eine Verteidigungsposition zu fallen. Es braucht Übung und Selbstreflexion zu erkennen, wann man eine verteidigende Haltung einnimmt anstatt einer lernenden. Wenn man das kann, kann man sich für den Fehler entschuldigen und anders weitermachen.

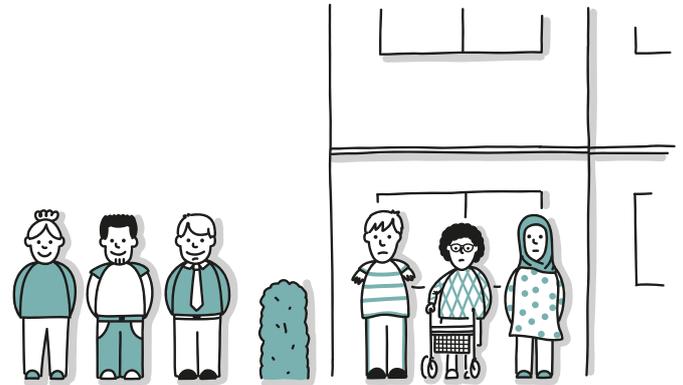
Allyship ist ein Prozess und kein Abzeichen, dass man nach einer gelungenen Aktion verdient. Aber man muss irgendwo anfangen. Wie wirst du das nächste Mal reagieren, wenn du dabei bist, wenn jemand anders Menschen mit Behinderungen diskriminiert?

Silke Georgi, Projektleitung „JOBinklusive“
bei den Sozialheld*innen





EXKLUSION



SEPARATION



INTEGRATION



INKLUSION



BELONGING



Wie das System der Behindertenwerkstätten Inklusion verhindert und niemand etwas daran ändert

Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) sind fest in unserer Gesellschaft verankert. Das Bild, das die meisten Menschen von Behindertenwerkstätten haben, ist eines von beschützenden Orten. Orte, in denen schwerbehinderte Menschen, die keiner regulären Arbeit nachgehen können, eine sinnvolle Beschäftigung haben und dabei liebevoll begleitet und gefördert werden. Behindertenwerkstätten werden durchweg als etwas Positives und Erhaltenswertes gesehen.

Seit der Gründung der ersten Behindertenwerkstätten in den 1960ern hat sich die Gesetzeslage stark verändert und Inklusion und Barrierefreiheit sind in vielen Bereichen vorangeschritten. Auch gibt es jetzt andere berufliche Unterstützungsmöglichkeiten als vor 50 Jahren. Aber über die Jahre hat sich das System der Behindertenwerkstätten immer fester verankert. Menschen mit Behinderungen wird der Weg aus der Schule – oder einer Berufsunfähigkeit – in die Behindertenwerkstatt oft alternativlos vorgegeben. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Mehrheitsgesellschaft dieses exkludierende System weiterhin akzeptiert, und sogar für besonders gut empfindet, ist erschreckend. Wir haben untersucht, warum es so schwierig ist, am System



der Behindertenwerkstätten zu rütteln. Dabei sind wir auf Abhängigkeiten in der Wirtschaft, Interessen der Wohlfahrtsverbände und des Staates sowie festgefahrene Mechanismen gestoßen, die das diskriminierende System aufrechterhalten.

Die Gesetzeslage

Artikel 27 der UN-Behindertenrechtskonvention beschreibt das Recht auf Arbeit für Menschen mit Behinderungen auf der Grundlage der Gleichberechtigung. Dieses Recht schließt die Möglichkeit ein, den Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, die frei gewählt oder frei angenommen wird.

Die UN-Behindertenrechtskonvention wurde im Jahr 2009 von Deutschland ratifiziert und ist somit geltendes Recht. Behindertenwerkstätten stehen im Widerspruch zu dem damit garantierten Recht auf Arbeit. Denn die alternativlose Arbeit in WfbM ist meist nicht frei gewählt und die Beschäftigten können ihren Lebensunterhalt damit nicht bestreiten. Sie sind auf staatliche Unterstützung angewiesen. Im Jahr 2015 empfahl daher der Fachausschuss der Vereinten Nationen für die Rechte von Menschen mit Behinderungen, die Werkstätten in der Bundesrepublik schrittweise abzuschaffen.

Zahlen und Fakten über Werkstätten für behinderte Menschen

Die Behindertenwerkstätten werden aber nicht abgeschafft, vielmehr steigt deren Anzahl sogar. Im Jahr 2020 gab es rund 700 Be-

hindertenwerkstätten in Deutschland, mit insgesamt 2.850 Standorten. 2002 waren es noch 668 Werkstätten. Mittlerweile sind mehr als 320.000 Menschen mit Behinderungen in einer Werkstatt beschäftigt. Davon haben 75,5 % eine sogenannte geistige Behinderung, 20,97 % eine psychische Behinderung und 3,48 % eine körperliche Behinderung.

In den letzten Jahren steigt der Anteil von Beschäftigten, die eine psychische Behinderung haben und oft vom allgemeinen Arbeitsmarkt kommen. Knapp 30 % der Beschäftigten sind über 50 Jahre alt. Dieser Anteil steigt ebenfalls stetig in den letzten Jahren. Die jährlichen staatlichen Kosten für einen Werkstattplatz liegen im Durchschnitt bei 16.592 Euro pro beschäftigter Person.

Die UN empfiehlt, Behindertenwerkstätten abzuschaffen. Doch die Anzahl steigt stetig. 2020 gab es 700 Behindertenwerkstätten mit 2.850 Standorten.





Die Situation der Werkstattbeschäftigten

Werkstattbeschäftigte verfügen über keinen Arbeitsvertrag oder gar Tarifvertrag. Sie verdienen weit unter dem Mindestlohn (ca. 1,35 Euro die Stunde). Da sie damit ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten können, sind sie auf staatliche Hilfe in Form einer Grundsicherung angewiesen. Da Werkstattbeschäftigte nicht als Arbeitnehmer*innen gelten, besteht für sie lediglich ein sogenanntes Beschäftigungsverhältnis. Deswegen werden sie nicht durch die Gewerkschaften und Arbeitnehmer*innen-Vertretungen repräsentiert. Außerdem können die Beschäftigten keinen Betriebsrat bilden. Lediglich Werkstattärzte, die in Anlehnung an Betriebsräte eingeführt wurden, können die Interessen der Beschäftigten gegenüber der Geschäftsführung vertreten. Diese sind in ihren Befugnissen allerdings stark eingeschränkt. In dieser Sonderarbeitswelt herrschen also Zustände, die auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt nicht denkbar wären.



Die widersprüchlichen Aufträge der Behindertenwerkstätten

Die Behindertenwerkstätten haben zwei gesetzliche Aufträge, die sich in vielen Aspekten widersprechen. Einerseits sollen Behindertenwerkstätten Menschen mit Behinderungen individuell fördern und qualifizieren, sie beruflich rehabilitieren und sie in eine Beschäftigung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt vermitteln. Andererseits sind die Werkstätten dazu verpflichtet, wirtschaftlich zu arbeiten, um zu überleben. Dieser Spagat gelingt nicht und führt zu einem Zielkonflikt – auf Kosten der Rehabilitation. Der Rehabilitationsauftrag erfordert die Bereitschaft der WfbM, ihre leistungsfähigsten Beschäftigten so schnell wie möglich wieder gehen zu lassen. Dies gefährdet aber die Wirtschaftlichkeit der Werkstatt. Wirtschaftliche Zwänge führen dazu, dass gerade die Beschäftigten, die die besten Chancen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt hätten, nicht raus vermittelt werden. Darum liegt die Vermittlungsquote von Werkstattbeschäftigten auf den allgemeinen Arbeitsmarkt bundesweit seit Jahren bei weniger als 1%. Der gesetzliche Rehabilitationsauftrag wird also weit verfehlt. Dazu trägt bei, dass der allgemeine Arbeitsmarkt in vielen Dingen noch nicht inklusiv und anschlussfähig gestaltet ist und es auch hier Veränderungen und Aufklärung braucht. Vor allem liegt es aber an strukturellen Problemen des Systems der Behindertenwerkstätten selber.

Unzählige Unternehmen lagern die Produktion oder Dienstleistungen in Behindertenwerkstätten aus.

Der Wirtschaftsfaktor Behindertenwerkstatt

Behindertenwerkstätten sind längst zu ökonomischen Schwergewichten geworden: Der jährliche Umsatz aller Behindertenwerkstätten in Deutschland beträgt rund 8 Milliarden Euro. Unzählige große und mittelständige Unternehmen lassen ihre Produkte in Behindertenwerkstätten produzieren oder lagern Dienstleistungen dorthin aus. Darunter sind Unternehmen und Organisationen wie Volkswagen, Thyssenkrupp, Siemens, Daimler, Panasonic und das Goethe Institut. Auch Unternehmen und Start-Ups, die nach Fairtrade-Standards handeln, kooperieren mit Behindertenwerkstätten. Selbst GEPA, der größte europäische Importeur fair gehandelter Lebensmittel und Handwerksprodukte aus den südlichen Ländern der Welt, ist mit dabei. Die Palette der angebotenen Leistungen ist groß, divers und von hoher Qualität. Diese werden nicht selten auch seitens der Behindertenwerkstätten beworben. Die Behindertenwerkstätten arbeiten wirtschaftlich orientiert und konkurrieren längst mit anderen Billiglohn-Anbietern aus dem Ausland. Aufträge müssen dementsprechend effizient und pünktlich abgearbeitet werden. Arbeitstage von acht Stunden, Ak-

kordarbeit, stumpfsinnige Fließbandarbeit und Termindruck gehören häufig zum Arbeitsalltag in einer WfbM.

Interesse: Alles beim Alten lassen

Werkstattbeschäftigte tauchen nicht in der Arbeitslosenstatistik auf. Die Vermutung liegt nahe, dass staatliche Institutionen ein deutliches Interesse daran haben, dass dies so bleibt. Denn Menschen mit Behinderungen außerhalb von Behindertenwerkstätten suchen im Schnitt doppelt so lange nach Arbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt als Menschen ohne Behinderungen. Generell sind staatliche Institutionen stark mit Behindertenwerkstätten verwoben. So sind viele Bundesländer Gesellschafter bei ihnen ansässigen Behindertenwerkstätten oder betreiben diese direkt selbst. Staatliche Leistungsträger zahlen den Behindertenwerkstätten jährlich im Durchschnitt 16.592 Euro pro beschäftigter Person.



Zusätzlich wird von staatlicher Seite auch die Grundsicherung der Beschäftigten gezahlt. Von den an die Behindertenwerkstätten gezahlten öffentlichen Geldern fließen laut der bundesweiten SROI-Studie (Social Return on Investment) knapp 50 % durch Abgaben, Versicherungen etc. zurück in die öffentliche Hand. Darüber hinaus müssen öffentliche Aufträge nicht wie sonst, EU-weit ausgeschrieben werden, wenn sie an Behindertenwerkstätten vergeben werden. Des Weiteren dürfen sie teilweise einen verminderten Mehrwertsteuersatz von 7 % auf ihre Leistungen berechnen.

Die öffentliche Hand macht durch Behindertenwerkstätten ein Plus von 400 Millionen Euro.



Hochgerechnet verschaffen Werkstätten für behinderte Menschen der öffentlichen Hand ein Plus von 400 Millionen Euro.

Es wird also deutlich: Behindertenwerkstätten sind politisch gewollt und entsprechend strukturell etabliert. Gleiches kann über Inklusion in der Arbeitswelt leider nicht behauptet werden.

Die Ausgleichsabgabe

Es gibt eine Beschäftigungsquote für Menschen mit Behinderungen in Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarktes ab 20 Mitarbeiter*innen. Unternehmen müssen mindesten 5 % der Arbeitsplätze mit schwerbehinderten Mitarbeiter*innen besetzen. Allerdings kann diese Beschäftigungspflicht sehr einfach durch eine Ausgleichsabgabe umgangen werden. Diese Abgabe beträgt monatlich zwischen 125 € und 320 € pro unbesetzter Stelle. Unternehmen können darüber hinaus Aufträge, die sie an Behindertenwerkstätten vergeben, zu 50 % auf die Ausgleichsabgabe anrechnen. Ein Anreiz für mehr Inklusion ist die Ausgleichsabgabe also nicht, eher eine Möglichkeit, sich freizukaufen.

Paradox an dieser Stelle ist: Aus den Mitteln der Ausgleichsabgabe ziehen Ämter anteilig Gelder zur Finanzierung von Behindertenwerkstätten und auch zur Förderung von Menschen mit Behinderung. In der finanziellen Planung ist man also darauf angewiesen, dass Unternehmen zu wenig Menschen mit Behinderungen anstellen und somit die Ausgleichsabgabe zahlen müssen.

Die Behauptung:
320.000 Menschen mit Behinderungen hätten ohne Werkstätten nicht die Chance, am Arbeitsleben teilzunehmen.

Die Realität:
320.000 Menschen mit Potenzial werden dem Arbeitsmarkt entzogen und bei der freien Berufswahl eingeschränkt.



Die Aussage:
Werkstätten ermöglichen Inklusion.

Die Realität:
Werkstätten sind exklusive Institutionen. Inklusion hingegen ist, wenn Menschen mit und ohne Behinderungen gleichberechtigt zusammen arbeiten.



Das System läuft wie ein geöltes Zahnrad. Alles ist aufeinander abgestimmt und miteinander verankert. Um diese lange bestehenden Verbindungen aufzubrechen, reicht es nicht mehr, den Veränderungswillen zu bekunden. Menschen mit Behinderungen haben lange genug darauf gewartet, dass ihr Menschenrecht auch im Bereich Arbeit umgesetzt wird. Kampagnen wie der Schichtwechsel, den Berliner Werkstätten jedes Jahr durchführen, erhalten das System. Es reicht nicht, das Werkstattbeschäftigte einen Tag in reguläre Arbeitsplätze „schnuppern“ können. Behindertenwerkstätten müssen endlich konsequent an ihrem Hauptauftrag, Werkstattbeschäftigte langfristig in Arbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu bringen, gemessen werden. Doch für eine Strukturveränderung der Behindertenwerkstätten muss vor allem das staatliche Finanzierungssystem angegangen werden. Der Staat kann die Handlungsmöglichkeiten der Behin-

dertenwerkstätten erweitern bzw. sie durch Anreize zur Einhaltung von gesetzlichen Vorgaben drängen.

Helge Inselmann, Mitarbeiter „JOBinklusive“
bei den Sozialheld*innen

Silke Georgi, Projektleitung „JOBinklusive“
bei den Sozialheld*innen



Aus der Behindertenwerkstatt auf den allgemeinen Arbeitsmarkt

Herr S. sammelte Erfahrungen in vielen verschiedenen Werkstätten für behinderte Menschen. Glücklicherweise wurde er nirgends. Im Rahmen des Projekt WERTARBEIT von der Wille fand er schließlich eine Anstellung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Wie es dazu kam, erzählt Herr S. im Gespräch mit JOBinklusive.



? Wo arbeiten Sie und wie geht es Ihnen heute mit Ihrer Arbeit?

Ich bin im Transportteam bei der Berliner Stadtmission. Wir machen Wohnungsaufösungen und wir leeren Kleidercontainer mit Spenden. Das kommt dann Leuten zugute, die nicht viel haben, zum Beispiel Obdachlosen, die auf der Straße leben, im Winter. Damit die Leute nicht frieren müssen in der Kälte und so. Deswegen versuche ich meinen Beitrag dafür zu leisten. Man sollte schon versuchen, eine gute Tat zu vollbringen und das versuche ich durch den Job.

Ich fühle mich glücklich, ich bin stolz, dass ich aus der Werkstatt raus bin und nie wieder zurück muss. Das möchte ich auch nicht mehr. Diesen Teil habe ich geschafft.



Der 2. Teil, eine eigene Wohnung, ist mein nächster Wunsch, das kann aber noch dauern.

Ich war in der Werkstatt und da wollte ich raus auf den ersten Arbeitsmarkt. Durch meinen Betreuer Herrn Sch. bin ich ja dann auch komplett rausgekommen.

Ich habe es leichter auf dem ersten Arbeitsmarkt als auf dem zweiten. Ich musste in der Werkstatt mit meinem Kopf in den PC kriechen, um eine kleine Minischraube ziehen zu können. Das hat nicht mal mit dem Trick Tesafilm zu nutzen funktioniert.

Ich habe dann oft Kopfschmerzen und Migräneanfälle gehabt. Deswegen war ich sehr oft krankgeschrieben. Jetzt fühle ich mich besser. Die Arbeit macht mir Spaß, ich gehe gern zur

Arbeit. Okay, außer wegen der jetzigen Situation (Anmerkung: Corona). Aber sonst gehe ich regelmäßig zur Arbeit, habe Spaß mit den Kollegen, mit meinem Chef. Einen netten Chef, einen richtig netten Chef habe ich. Ja. Es macht wirklich alles Spaß. Besser als in der Werkstatt ist es auf jeden Fall.

? Was war die größte Herausforderung auf Ihrem Weg zur jetzigen Arbeit? Wie haben Sie diese überwunden?

In der Schule haben die Lehrer gesagt, das kannst Du nicht. Das schaffst Du nicht. Ich habe ein Praktikum gemacht. Dann bin ich 2012 raus aus der Schule. Kurze Zeit später habe ich in einer Werkstatt angefangen. Dann war ich eineinhalb Jahre in dieser Werkstatt. Danach musste ich abrechnen, weil es mit meinen Augen immer schlimmer wurde. Es war eh schon schlimm, aber es wurde noch schlimmer, weil ich einen Unfall hatte. Ich musste notoperiert werden. Danach, als ich dann wieder da war, habe ich weitergemacht. Da habe ich aber gesagt, es geht nicht mehr. Ich habe dann abgebrochen und war die ganze Zeit zu Hause. Ich habe ein Praktikum in einer anderen Werkstatt probiert, und dann wieder in anderen Werkstätten. Ich war zum Schluss mindestens in 10 Werkstätten und nichts hat funktioniert.

Meine Schwester ist bei der Polizei. Ich war in der Werkstatt, also nach unten versetzt, auf den zweiten Arbeitsmarkt und das ging für mich nicht. Deswegen wollte ich raus und auf einer Linie sein. Sie, auf dem ersten Arbeitsmarkt, ich, auf dem ersten Arbeitsmarkt. Dann fühlt man sich auch besser.



Ich habe mit meinem Wohnbetreuer lange Gespräche gehabt und auch viele, die mir sehr geholfen haben. Mein Betreuer hatte die Idee, dass wir zur Wille gehen und dass ich mich da erstmal in einem Vorstellungsgespräch vorstelle. Und die haben mir dann geholfen, mit mir zusammen einen Arbeitsplatz zu finden.

? Wie lange hat es gedauert, bis Sie diese Arbeit gefunden haben?

Das ist eigentlich gut gelaufen. Aber es hat eine Zeit gedauert. Das ist klar, dass das nicht so schnell geht – in 1 bis 2 Monaten oder so. Ich habe auch erstmal ein Praktikum gemacht. Es wurde zweimal verlängert. Und nach dem vierten Monat konnte ich dann endlich stolz meinen Arbeitsvertrag unterschreiben. Ich war glücklich, als ich einen Anruf bekam: „Kannst Du bitte ins Büro kommen, Deinen Arbeitsvertrag unterschreiben? Wir würden uns



JOB inklusive
Kenne deine Rechte!

Menschen mit Behinderungen dürfen selber entscheiden, wo sie arbeiten wollen.

Sie können dort arbeiten, wo alle anderen Menschen auch arbeiten. Sie sollen genauso viel Geld verdienen wie andere Menschen.

©NIHANEFF.DE

freuen.“ Und da bin ich hingefahren und habe ihn unterschrieben. Und der wurde dann gleich zu meiner Betreuerin geschickt. Die hat dann auch unterschrieben. Und dann läuft das jetzt alles, wie es läuft.

? Was ist Ihnen an Ihrer jetzigen Arbeit wichtig?

Wie soll man das sagen? Man ist halt freier als, wenn man in einer Werkstatt einen Arbeitsgruppenleiter hat. Man kann offener mit den Kollegen reden, besser Vertrauen aufbauen, als zu den Arbeitsgruppenleitern. Damit komme ich besser klar, als wenn ich in einer Werkstatt bin. Das Zweite ist, man bekommt mehr Aufmerksamkeit und viel mehr Gehalt als in der Werkstatt. Das bisschen da. Das finde ich alles komplett besser als in einer Werkstatt, weil eine Werkstatt ist so wie für Kinder. Ja, ich fühle mich halt richtig erwachsen.



Ich konnte jedem zeigen und beweisen, ich habe es doch geschafft und nicht wie andere gesagt haben, das schaffst du nicht. Mit dem Arbeitsvertrag in der Hand habe ich den Leuten bewiesen, dass ich es doch kann. Und dass sie mir keine Chance gegeben haben. Und sie hätten mir eigentlich eine Chance geben sollen. Ich habe dafür halt gekämpft.

? Was würden Sie Menschen, die in einer Werkstatt sind oder in einer ähnlichen Situation, wie Sie sie hatten, sagen wollen?

Dass man kämpfen muss, niemals aufgeben darf. Man sollte halt immer für seine Ziele, seine Wünsche und für seine Träume kämpfen.

Und wirklich auch immer dranbleiben. Ansonsten ist das wie ein Kreis, man dreht sich und dreht sich. Und man kommt nie raus. Wie eine Einbahnstraße im Kreisverkehr in eine Richtung. Und man kommt nie wieder raus. Und wenn man das nicht durchbricht, dann

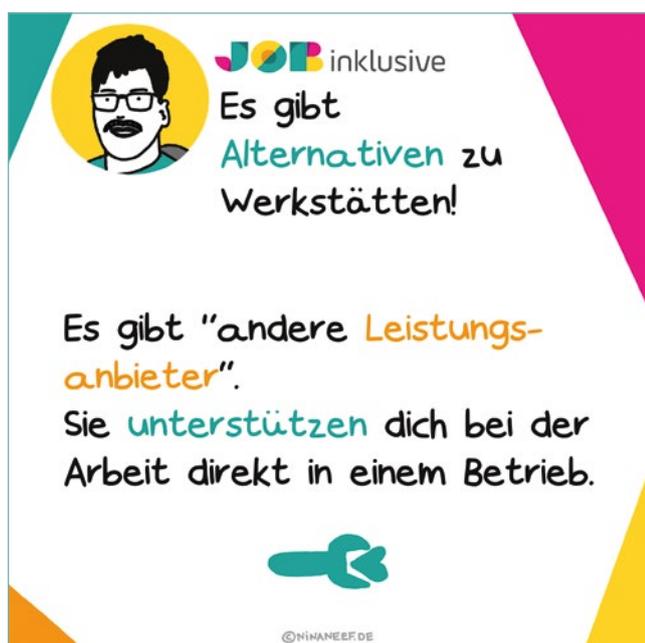
JOB inklusive

Niemand hat das Recht zu sagen:

- Du kannst das nicht.
- Das ist zu schwer für dich.

Du weißt am besten, was du kannst oder nicht.

©NIHANEFF.DE



kommt man nie aus den Werkstätten raus, nie auf den ersten Arbeitsmarkt. Das hat mir wirklich geholfen und ich bin meinem Betreuer und der Wille, die mir geholfen haben, sehr dankbar, dass ich das wirklich geschafft habe.

? Was würden Sie Arbeitgebern in Deutschland sagen wollen?

Was ich denen sagen würde ist, dass man den Leuten eine Chance geben sollte. Dass jeder Mensch die Chance hat auf dem ersten Arbeitsmarkt zu arbeiten, dass jeder die Chance hat rauszukommen, aus der Werkstatt.

Es gibt nur ein Leben. Und ein Leben in der Werkstatt ist nicht richtig. Das richtige Leben gibt es erst auf dem ersten Arbeitsmarkt.

Vielen lieben Dank für das Gespräch, Herr S. Wir wünschen Ihnen alles Gute!

Das Projekt WERTARBEIT bei der Wille:

Das Ziel des Projektes ist es, sozialversicherungspflichtige Beschäftigungen für Menschen mit einer Behinderung zu finden und Unternehmen und Arbeitgeber*innen zu gewinnen, die auf der Suche nach motivierten und zuverlässigen Mitarbeitenden sind. Das Modellprojekt „Beschäftigungsimpulse für Menschen mit Behinderungen durch Nutzung des Budgets für Arbeit (BfA)“ wird durch die Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales gefördert.

Die Wille

Die Wille ist ein soziales Unternehmen der Johannesstift Diakonie. Als soziales Unternehmen liegt der Fokus der Arbeit darauf, Menschen den Zugang zu Erwerbsarbeit und Bildung und somit ihrem Platz in der Gesellschaft zu ermöglichen. Langjährige Erfahrung, innovatives Denken und eine gute Vernetzung sind die Basis und die Grundlage, um Menschen professionell und empathisch auf ihrem Weg zu begleiten.

Mehr Informationen gibt es hier:
<https://www.johannesstift-diakonie.de/teilhabe-paedagogik/die-wille/>

Das Interview führte das Projektteam „Wertarbeit“ der Wille



Keine Daten, kein Problem: Die unsichtbare Minderheit

In Diversitätsdebatten und -forschung spielt Behinderung eine untergeordnete Rolle. Ob sich dieses Bild in Diversity-Abteilungen von Unternehmen fortsetzt, untersucht Sophia Behrend.

Begriffe wie Chancengleichheit, Wertschätzung und Respekt liest man auf fast jeder Karriere- und Unternehmensseite. Unternehmen, die sich divers darstellen, wirken fortschrittlicher und werden von den meisten Bewerber*innen bevorzugt. Die Wissenschaft bescheinigt vielfältigen Teams unter der richtigen Führung zahlreiche Vorteile: gesteigerte Produktivität und Kreativität, höhere Krisenbeständigkeit und nicht zuletzt wachsende Chancengerechtigkeit.

Dimension „Behinderung“ wird ausgeblendet

Doch die Diversität in Unternehmen entwickelt sich nur langsam: In den Medien wird von Rassismus, Sexismus und Altersdiskriminierung am Arbeitsplatz berichtet, von abnehmenden Frauenquoten in DAX Konzernen, von übergriffigem Verhalten und Mobbing.

Mehr Diversität, das bedeutet vornehmlich: weiblicher, internationaler und altersheterogener.



Eine Gruppe kommt dabei oft nicht vor: Arbeitskräfte mit Behinderung. Dass es sie gibt und sie gleichberechtigt ver-

treten sein sollten, vergisst die Mehrheitsgesellschaft regelmäßig – erst recht im Kontext Arbeitsmarkt.

Das Diversitätsbarometer 2020 ermittelt, wie divers die Vorstände der 30 größten DAX-Unternehmen aktuell sind. Wenig überraschend kommt die Studie zu dem Schluss, das durchschnittliche DAX-Vorstandsmitglied sei männlich, Anfang/Mitte 50 und deutsch. Nicht einmal erwähnenswert ist jedoch, dass es auch nicht behindert ist. Die Dimension „Behinderung“ wird gar nicht erhoben.

Systematisch ausgegrenzt

Durch schlechtere Bildungschancen und systematische Barrieren schaffen es behinderte Menschen seltener auf den allgemeinen Arbeitsmarkt. Die Gründe dafür sind offensichtlich und trotzdem tut sich wenig. Menschen mit Behinderung werden nachweislich seit dem späten 18. Jahrhundert systematisch von Menschen ohne Behinderung getrennt. Das Verständnis von Behinderung als negative Abweichung von Normalität hält sich immer noch hartnäckig. Seit der Ratifizierung der UN

Behindertenrechtskonvention im Jahr 2009 wird Behinderung in Deutschland offiziell als eine Wechselwirkung verstanden, die zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren erst entstehe. Die volle, wirksame und gleichberechtigte Teilhabe an der Gesellschaft muss entsprechend ermöglicht werden. Doch das passiert nicht.

Die Unsichtbarkeit von behinderten Menschen ist tief verankert. Viele Menschen mit Behinderung lernen immer noch in separaten Schulen, arbeiten auf einem separaten Arbeitsmarkt und wohnen in separaten Einrichtungen. Der Zugang zu gleichwertiger Bildung ist erheblich erschwert. Der Weg auf den allgemeinen Arbeitsmarkt wird ihnen verwehrt. Und auch für nicht-behinderte Menschen hat die Trennung Konsequenzen: Unsicherheit, Berührungängste und Vorurteile gegenüber behinderten Menschen.

Einheitliche Diversitätskriterien gibt es nicht

Wann ein Unternehmen wirklich divers aufgestellt ist, ist unklar. Es gibt keine einheitlichen Kriterien. Infineon Technologies, der größte deutsche Halbleiterproduzent zum Beispiel, belegte im Ranking der Diversity Leaders der Financial Times den zweiten Platz. Das Diversitätsbarometer 2020 hingegen, beschreibt die Geschlechterdiversität im Vorstand von Infineon als nicht vorhanden.

Bisher gibt es von offizieller Seite in Deutschland keine repräsentativen Daten zur Teilhabe



*Die Unsichtbarkeit
von behinderten
Menschen ist tief
verankert.*



behinderter Menschen auf dem ersten Arbeitsmarkt. 320.000 von ihnen arbeiten auf dem zweiten Arbeitsmarkt in Werkstätten für behinderte Menschen.

Von allen Menschen mit Behinderung im erwerbsfähigen Alter sind 2017 in Deutschland nur etwa 30 % in den Arbeitsmarkt integriert. In einer Expertise der Antidiskriminierungsstelle von 2013 wurde der Zugang zum allgemeinen Arbeitsmarkt qualitativ untersucht. Es wurden dabei lediglich achtzehn behinderte Menschen umfassend interviewt. Die Ergebnisse sind alarmierend: Befragte berichten von immer neuen Barrieren, mangelnder Unterstützung, Diskriminierung und Resignation angesichts der katastrophalen Zustände.

Diversity Manager*innen als Verbündete?

„Es gibt im Diversity Management zwei Schwerpunkte: Einerseits Nachteile für bestimmte Beschäftigtengruppen oder deren Diskriminierung zu vermeiden. Und andererseits Potenziale von Vielfalt in der Belegschaft zu erkennen und zu nutzen“, sagt Sofia Strabis, Leiterin des HR Diversity Managements der Commerzbank AG.

In Zusammenarbeit mit der Schwerbehindertenvertretung seien bei der Commerzbank seit 2016 viele Maßnahmen auf den Weg gebracht worden, die den Umgang mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie Kunden und



Kundinnen mit Behinderungen entscheidend weiter gebracht hätten. Als erste Bank Deutschlands hat sie 2018 einen Aktions-

plan zur Inklusion auf Basis der UN Behindertenrechtskonvention veröffentlicht. Weitere Maßnahmen umfassten die Verankerung von Barrierefreiheit als Notwendigkeit, eine eigene Stelle für die Koordination von Hilfsmitteln und ein Netzwerk von und für Mitarbeiter*innen mit Behinderung.

*Wirkliche Diversität ist erst erreicht, wenn die Arbeitswelt genauso vielfältig besetzt ist, wie die Gesellschaft und wenn jede*r gleichberechtigt teilhaben kann.*

Ob verschiedene marginalisierte Gruppen tatsächlich unterschiedlich stark vom Diversity Management profitieren, findet Strabis „schwierig zu differenzieren“. Besonders wichtig sei es ihrer Meinung nach vor allem, das „Mindset“ von Führungskräften und Mitarbeiter*innen zu verändern, um zu einem inklusiven Arbeits-

umfeld zu kommen, das allen Gruppen gleiche Möglichkeiten biete.

Bei der Deutschen Post DHL Group schätzt man Vielfalt und Inklusion als eine besondere Stärke des Unternehmens. 9,1 % der Mitarbeitenden haben eine Behinderung. Das sind 15.382 Menschen. Als Vice President Diversity & Values ist Susanna Nezmeskal-Berggötzt verantwortlich für das Diversity Management. Auf die Frage, welche benachteiligten Gruppen aktuell am meisten vom Diversity Management profitieren und wo sie die meisten Herausforderungen sehe, antwortet sie:

„Bei der Auswahl und Entwicklung unserer Beschäftigten zählen alleine individuelle Fähigkeiten und Qualifikation. Wir machen keinen Unterschied aufgrund von Geschlecht, ethnischer und nationaler Herkunft, Rasse, Hautfarbe, Religion, Alter, Behinderung, sexueller Orientierung sowie Identität und weiterer gesetzlich geschützter Merkmale.“

Susanna Nezmeskal-Berggötzt, Vice President
Diversity & Values, Deutsche Post DHL Group

Diese Antwort erinnert an Aussagen wie ‚ich sehe keine Hautfarbe‘, die strukturelle Diskriminierung verneint und unsichtbar macht, statt ihr entgegenzuwirken. Damit ist es nicht getan. Eine vorurteilsfreie Auswahl und die Herstellung von Chancengleichheit sind zweifelnd das Ziel. Behinderte Menschen und andere Marginalisierte werden allerdings offenkundig strukturell diskriminiert und haben deshalb eine geringere Chance, die erforderlichen Fähigkeiten und Qualifikationen überhaupt zu erlangen. Ihre systematische Be-

nachteiligung sogar im Rahmen des Diversity Managements unbeachtet zu lassen, verstärkt die Chancenungleichheit noch zusätzlich.

Nach erfolgreichen Maßnahmen gefragt, berichtet Susanna Nezmeskal-Berggötzt: „In unserem Unternehmen gibt es zahlreiche Beispiele einer erfolgreichen Integration von Beschäftigten mit einer Behinderung. Vor allem bei unseren Schreibtischjobs, aber auch in Jobs im technisch-gewerblichen Bereich und in der Zustellung können Menschen mit Behinderung ihre Stärken einbringen.“

Das Ziel des Diversity Managements sollte sein, das Potenzial aller Menschen anzuerkennen und wirtschaftlich nutzbar zu machen. Und zwar diskriminierungsfrei. Wirkliche Diversität ist erst erreicht, wenn die Arbeitswelt genauso vielfältig besetzt ist, wie die Gesellschaft und wenn jede*r gleichberechtigt teilhaben kann. Diversity Manager*innen können zwar gute Ideen und Unternehmen gute Webseiten haben. Die entsprechenden Werte müssen aber vom gesamten Unternehmen geteilt werden. Erst dann kann Inklusion auf dem Arbeitsmarkt gelingen und das Wort Diversität mit mehr Bedeutung gefüllt werden.

Sophia Berendt, Mitarbeiterin bei den Sozialheld*innen



So werden Stellenanzeigen inklusiver

Wir hören immer wieder, dass Unternehmen gern Menschen mit Behinderungen einstellen würden, sich aber niemand auf ihre Stellenanzeigen bewirbt. Das kann unter anderem daran liegen, dass Menschen mit Behinderungen sich durch die Stellenausschreibung nicht angesprochen fühlen. Wie es gelingen kann, sie für eine Stelle zu begeistern und zur Bewerbung zu ermutigen, erfährst du in diesem Artikel.

Wenn du Menschen mit Behinderungen für dein Team gewinnen willst, sollte deine Stellenanzeige folgende Botschaft durch und durch transportieren: „Du hast Fähigkeiten und Perspektiven, die wir brauchen. Wir wollen inklusiver werden und wissen, dass wir auf dem Gebiet noch einiges zu tun haben. Daher wollen wir von dir wissen: Was brauchst du, um dich bei uns stressfrei bewerben zu können? Was können wir tun, damit du bei uns erfolgreich und zufrieden arbeiten kannst?“. Wenn du mit dieser Haltung eine Stellenausschreibung verfasst, hast du schon den wichtigsten Tipp befolgt. Weitere Tipps haben wir hier für dich zusammengestellt.

1. Definiere das Anforderungsprofil der Stelle genau

Was braucht eine Person wirklich für den Job? Oft wird in Stellenausschreibungen floskelartig eine Vielzahl von Fähigkeiten aufgelistet, die für den konkreten Job nicht wichtig sind, die aber eine ganze Reihe von Bewerber*innen ausschließen oder abschrecken. Muss der/die Bewerber*in für diese Stelle wirklich kommunikativ, ein Teamplayer, krisenfest, mit Führerschein, belastbar usw. sein?

2. Gib Information über Barrierefreiheit an

Wenn eine Stellenbeschreibung Information enthält über Barrierefreiheit, angemessene Vorkehrungen und Flexibilität, ist das ein Signal an Bewerber*innen mit Behinderungen, dass das Unternehmen sie ernst nimmt. Das schafft Vertrauen, dass sie danach auch als Mitarbeitende geschätzt werden.





3. Gib Kontaktdaten an

Namen, Telefonnummer und E-Mail-Adresse von einer Person im Unternehmen angeben, der oder die Fragen zu Barrierefreiheit und Inklusion umfassend und einfühlsam beantworten kann. Dabei sollte die Kommunikation über mindestens zwei Sinne möglich sein, um unterschiedliche Barrieren auszuschließen.

4. Biete verschiedene Bewerbungswege an

Übermittlung der Bewerbung auf unterschiedliche Weisen ermöglichen: z.B. per E-Mail, Post, Fax und über die (barrierefreie) Website des Unternehmens. Moderne Wege per Video oder Telefon ermöglichen eine Bewerbung für z. B. Menschen mit Lese-Rechtschreib-Schwäche.

5. Verwende Alternativen und Ergänzungen zu Standardformulierung

Standardformulierungen wie „Bei gleicher Eignung werden Menschen mit Schwerbehinderung bevorzugt berücksichtigt“ werden oft als reine Floskel wahrgenommen. Vielmehr sollte es um authentische Botschaften gehen:

- Du bringst nicht alles mit? Keine Sorge, wir suchen nach Mitarbeitenden, die uns vor allem mit ihrer Persönlichkeit überzeugen und motiviert sind mit ihrem Team Vollgas zu geben!
- Unter email@unternehmen.de kannst du dich an die Schwerbehindertenvertretung wenden, die dich gern im weiteren Bewerbungsprozess unterstützt.





- Wir möchten die Vielfalt unseres Unternehmens weiter ausbauen und Menschen mit Behinderung entsprechend beruflich fördern.
- Wir bieten flexible Arbeitszeiten von 6 bis 20 Uhr und die Möglichkeit des mobilen Arbeitens. Jeder Arbeitsplatz in unserem Unternehmen kann für einen Menschen mit Behinderung je nach Art seiner Beeinträchtigung geeignet sein.
- Wir bieten einen schönen, barrierefreien Arbeitsplatz in unserem neuen Büro in Berlin-Mitte.

- Wir haben uns vorgenommen, unsere Diversität zu stärken, und wollen schon bald auch eine*n Kolleg*in mit Behinderung in unserem Team begrüßen.

6. Und dann?

Mit der Ausschreibung allein ist es meist nicht getan. Wichtige weitere Fragen sind deshalb:

- Veröffentlichst du die Stellenausschreibungen auf barrierefreien Jobportalen?
- Gibt es im Auswahlprozess Ausschlusskriterien, die Menschen mit Behinderungen benachteiligen?
- Ist der Interviewprozess barrierefrei?

Für den weiteren Bewerbungsprozess muss dabei stets im Vordergrund stehen: Wie kann diese Person die Arbeit machen? Braucht sie ein Hilfsmittel, angemessene Vorkehrungen oder die Möglichkeit einen Aspekt des Jobs auf eine andere Art und Weise zu machen?

Mehr Informationen zum Thema Inklusion auf dem Arbeitsmarkt findest du auf jobinklusive.org

Silke Georgi, Projektleitung „JOBinklusive“
bei den Sozialheld*innen

Anne Gersdorff, Projektreferentin „JOBinklusive“
bei den Sozialheld*innen



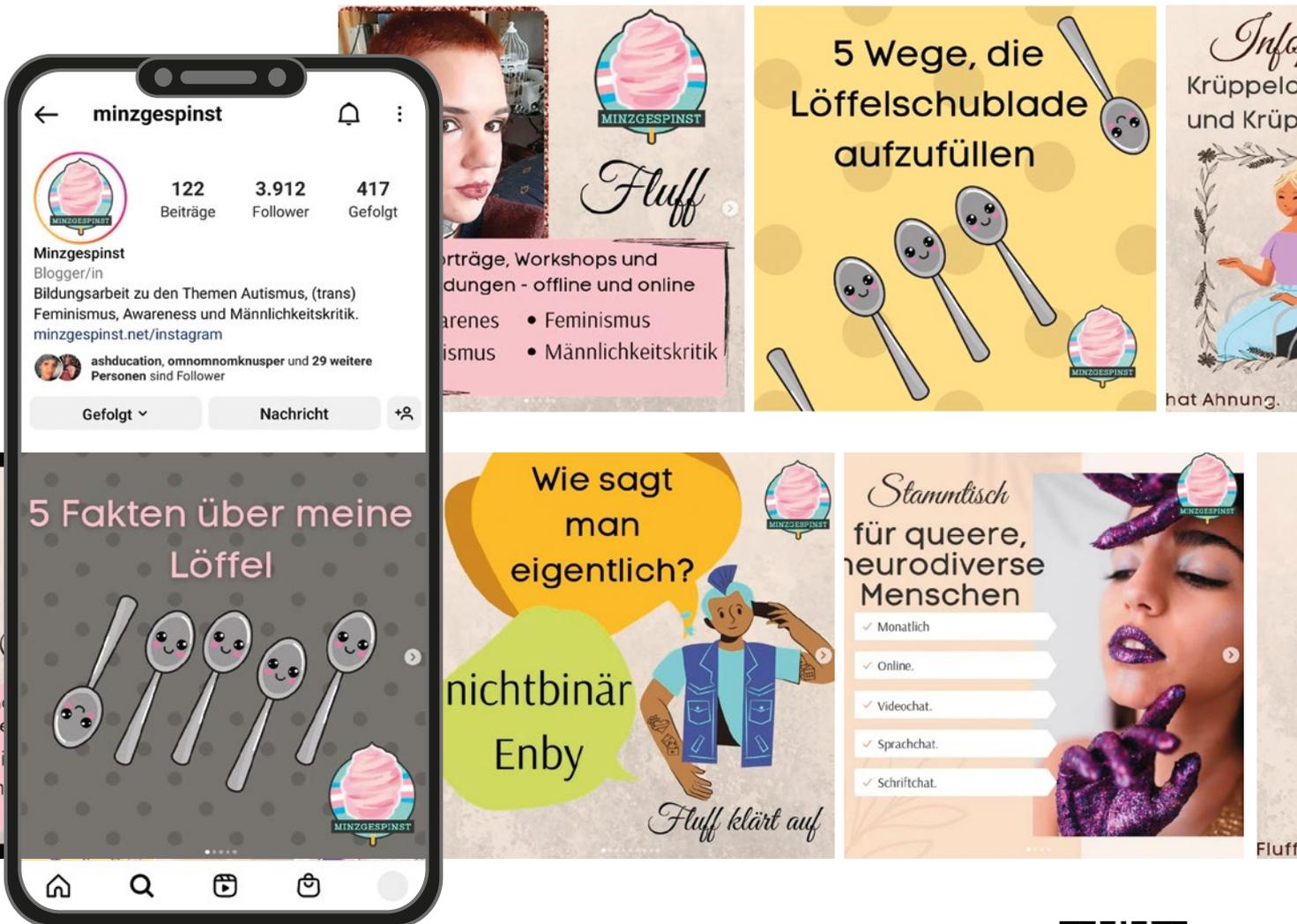
Online-Aktivist*innen im Fokus

Folge
Minzgespinst auf
Instagram
@Minzgespinst



Minzgespinst

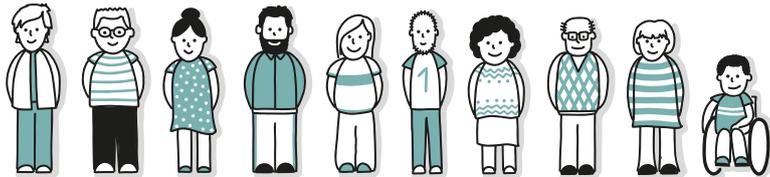
Hinter dem Account Minzgespinst steckt Fluff. Fluff informiert auf Fluffs Instagram-Kanal über Autismus, (trans) Feminismus, Awareness und Männlichkeitskritik. Fluff mag Bücher, Schuhe, Mode und Make-Up. Und die Aufklärungsarbeit macht Fluff, damit es andere nach Fluff einfacher haben.



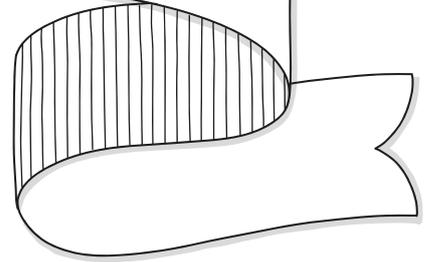
In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an heft@dieneuenorm.de und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.



WUSSTET IHR SCHON?



... jeder 10. Mensch hat eine Behinderung



1 Mrd

Menschen mit Behinderung



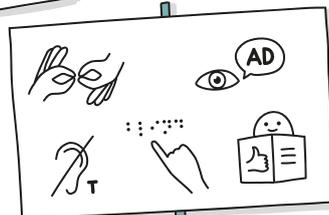
nur 3,3% haben ihre Behinderung seit der Geburt



76% der behinderten Menschen sind 55 Jahre und älter

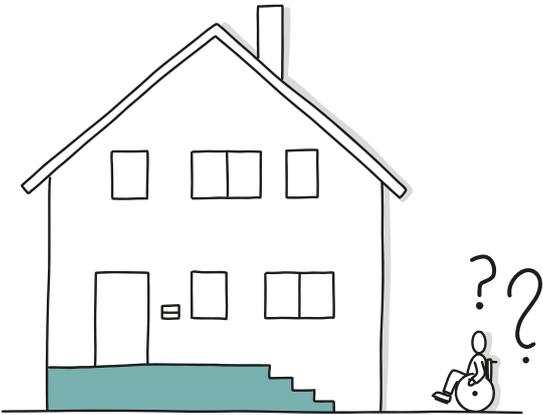
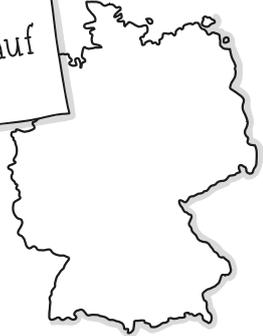
25,3% der schwerbehinderten Menschen leben mit Beeinträchtigungen von inneren Organen

Behinderung ist nicht nur Rollstuhl!



Informationen beziehen sich auf Deutschland

N DIE NEUE NORM



nur **2%** der Wohnungen und Einfamilienhäuser sind rollstuhlgerecht zugänglich



320.000 Menschen arbeiten in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen

NUR **1%** PRO JAHR

wird von WfbM auf Arbeitsmarkt vermittelt



60,6% fehlende Alternativtexte



Hauptschulabschluss

...nach Förderschule

27,7%

...nach Regelschule mit sonderpädagogischem Förderbedarf

53,4%

1,2 Mio sind blind oder sehbehindert

10 Mio leben mit einer Schwerhörigkeit

4 Mio leben mit einer Farbfehlsichtigkeit





Zurück in die Zukunft: Warum wir Digitalisierung jetzt barrierefrei gestalten müssen

Wenn es um Barrierefreiheit geht, steht die deutsche Bundesregierung mit beiden Beinen auf der Bremse – das gilt für die physische wie für die digitale Welt. Geht nicht, können wir nicht – das ist das Motto. Treiber von Gesetzesinitiativen für eine barrierefreie Gesellschaft sind stattdessen die UN und die EU, auf nationaler Ebene wird davon nur das mindeste umgesetzt oder gar blockiert.



In Deutschland endet die Vorstellungskraft digitaler Barrierefreiheit bei der Barrierefreie-Informationstechnik-Verordnung. Und nicht mal diese wird konsequent umgesetzt: Ausschreibungen für digitale Produkte oder Dienstleistungen lassen Vorgaben zur Barrierefreiheit schmerzlich vermissen. Im besten Fall wird versucht, fertig programmierte Webseiten oder Apps im Nachhinein zähneknirschend noch irgendwie barrierefrei zu machen. Dabei könnte es so einfach sein: Die Technologie ist da und bietet alle Möglichkeiten, um Digitalisierung barrierefrei zu gestalten. Man muss es einfach nur machen!

Klingt nicht nach Raketenwissenschaften

Huch, warum klingelt denn der Wecker heute Morgen 30 Minuten früher? Ah, der Aufzug zur U-Bahn, den ich auf dem Weg zur Arbeit benutzen muss, ist kaputt und der Umweg dauert länger. Also raus aus den Federn und rein in den Rollstuhl. Unterwegs noch schnell die Karte für das Konzert nächste Woche buchen. Hat die Columbiahalle eigentlich ein Bodenleitsystem? Sonst wird das für meine Freundin Katrin doof mitzukommen. Ich google das mal schnell. Super, gibt es – und den Rollstuhlplatz konnte ich auch direkt online buchen, ganz ohne Anruf!

Diese Zukunftsvision hört sich gar nicht so visionär an, oder? Für jede zehnte Person in Deutschland würde sie aber einen gravierenden Unterschied machen und eines ermöglichen: Eine gleichberechtigte und selbstbestimmte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Ohne Barrieren, ohne Sonderwünsche, ohne

spezielle Bedürfnisse. In der Zukunft muss jede*r bei einer Hotelbuchung genauso einfach ein barrierefreies Bad online buchen können, wie ein Zimmer mit Meerblick. Und ob ein Video Untertitel hat oder eine Website in Leichter Sprache verfasst ist, ist keine Frage der Barrierefreiheit mehr. Es ist so selbstverständlich wie die Tatsache, dass in Zügen nicht geraucht wird. Die Züge haben bis dahin natürlich alle mehr als einen rollstuhlgerechten Platz

*In der Zukunft muss jede*r bei einer Hotelbuchung genauso einfach ein barrierefreies Bad online buchen können, wie ein Zimmer mit Meerblick.*



Demokratie geht nur barrierefrei

Digitalisierung kann nur dann einen demokratischen Anspruch stellen, wenn sie barrierefrei ist. Das sollte 2030 eine Selbstverständlichkeit sein. Denn in dem Moment, wo durch Technik Menschen ausgeschlossen werden, ist der demokratische Grundansatz nicht gegeben.

Um dem entgegenzuwirken, müssen folgende Dinge passieren:

Als Erstes etwas ganz Grundlegendes: Alle Menschen haben ein Recht auf gleichberechtigte Teilhabe in allen Bereichen des Lebens, sowohl im digitalen als auch im analogen. Das heißt: Barrierefreiheit ist nicht nice to have, sondern ein Menschenrecht! Jede*r Mensch hat ein Recht darauf, umfassenden Zugang zu einer Gesellschaft zu haben. Um das zu garantieren, braucht es umfassende gesetzliche Vorgaben, die Standards für Barrierefreiheit festsetzen – auch für die Privatwirtschaft.

Zweitens: Gesetze und Vorgaben sind ein erster Schritt. Aber ihre Umsetzung und Einhaltung muss überprüft werden. Hierfür braucht es Behörden mit Expertise in Sachen Barrierefreiheit. Außerdem brauchen sie Befugnisse, damit sie bei Missachtung von Verpflichtungen auch eingreifen können.

Drittens: Es braucht nicht nur die gesetzliche Peitsche zur Umsetzung, sondern auch das Zuckerbrot in Form von Subventionen. Barrierefreier Umbau sollte genauso gefördert werden, wie die Photovoltaikanlage auf dem Dach oder das E-Lastenrad.

Viertens: Solange Barrierefreiheit als Nischenthema betrachtet wird und bei Gesetzesinitiativen nur als Nebengedanke auftritt, kann sie ihr Potenzial als Teilhabemotor nicht entfalten. Eine Ombudsperson für Barrierefreiheit in jedem Ministerium wäre ein erster Schritt in die richtige Richtung. Nur so können wir erreichen, dass Menschen mit Behinderungen etwa bei Klima-, Verkehrs- oder Digitalpolitik von Anfang bis Ende mitgedacht und beteiligt werden.

Und Fünftens: Barrierefreiheit und Zugänglichkeit hilft allen Menschen. Jeder Mensch nutzt gerne einen Aufzug, statt Treppen zu laufen. Jeder Mensch mag automatisch öffnende Türen und ganz viele haben sich sicher schon über Untertitel im Video gefreut, wenn sie in der U-Bahn sitzen. Barrierefreiheit ist für alle da und genau den Stellenwert braucht das Thema in Politik und Gesellschaft. Das ist disability mainstreaming. Und das ist die Zukunft.

Sarah Krümpelmann, Wissenschaftliche Mitarbeiterin
bei den Sozialheld*innen

Simone Katter, Leitung Kommunikation
bei den Sozialheld*innen

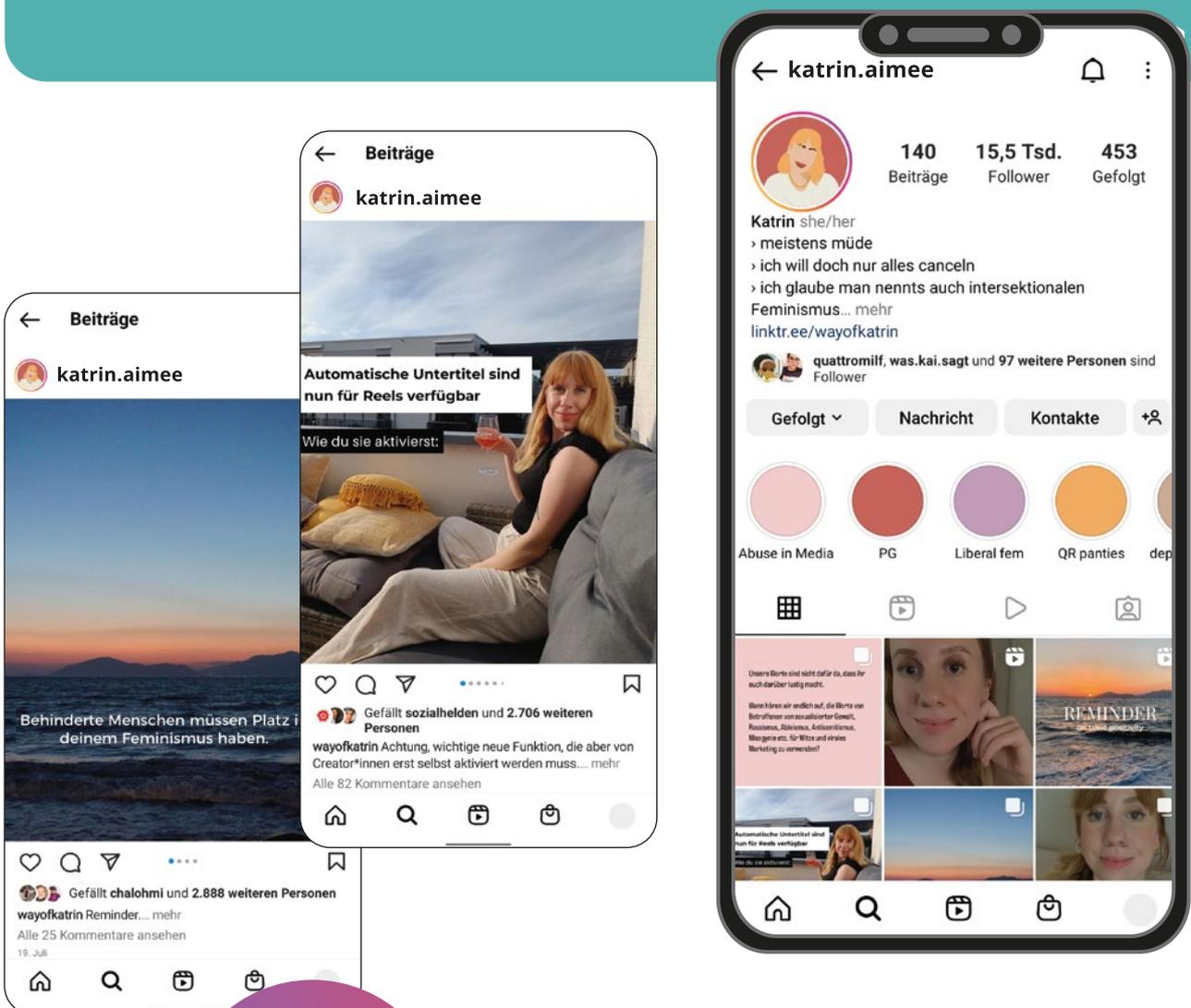


Online-Aktivist*innen im Fokus



katrin.aimee

Katrin Aimee gibt auf ihrem Instagram-Kanal Einblick in das Leben mit Hörbehinderung. Außerdem spricht sie über intersektionalen Feminismus, Ableismus und Inklusion.



In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an **heft@dieneuenorm.de** und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.



Digitale Treppen ab- statt aufbauen



*Um es kurz zu machen: Soziale Medien sind nicht automatisch barrierefrei. Aber es gibt ein paar einfache Tipps, auf die jede*r achten kann, um den eigenen Social-Media-Content für mehr Menschen zugänglich zu machen.*

Der Weg Richtung barrierefreier Social-Media-Kommunikation beginnt mit einer Frage: Kann ich meinen Social-Media-Content hören und gleichzeitig sehen? Wenn dies der Fall ist, sind die Posts schon viel barrierefreier als andere. Denn hier kommt das Zwei-Sinne-Prinzip zum Tragen, ein guter Indikator für inklusive Posts.

Bilder und Share-Grafiken zugänglich machen

Immer mehr Unternehmen und Medien kommunizieren ihre Inhalte auf Zitat-Kacheln oder Bildern mit einer Headline, die zugleich die wichtigste Information der Nachricht enthält. Dieser Text auf Bildern ist für blinde Menschen nicht zugänglich. Es sein denn, das Bild verfügt über einen Alternativtext. Dann wird der Text und das, was im Bild zu sehen ist, nämlich hörbar, weil ein Screenreader diesen vorlesen kann.



Als Faustregel für Alternativtexte gilt:

- Er sollte möglichst kurz sein.
- Beschreibt das Gesehene neutral, statt zu interpretieren.
- Konzentriert sich auf das Wesentliche. Zählt nicht die Bäume auf einem Bild, sondern beschreibt den Wald, der zu sehen ist.

Facebook und Instagram bieten einen KI-basierten Vorschlag für einen Alternativtext an, der automatisch aus dem Bild gezogen wird. Dieser Text ist allerdings niemals so gut wie eine selbst verfasste Bildbeschreibung. Alternativtexte können bei Instagram, Twitter, LinkedIn und Facebook in die dafür entsprechenden Felder eingefügt werden. Diese sind leider manchmal etwas versteckt: Ihr findet sie oft in den erweiterten Funktionen. Außerdem ist die Zeichenzahl bei einigen Diensten sehr begrenzt. Auch einige Social-Media-Tools wie beispielsweise Swat.io haben Felder für den Alternativtext in ihrem Content-Planungstool.

Um darauf aufmerksam zu machen, dass Bildbeschreibungen wichtig sind, verwenden einige Nutzer*innen ein „!B“ für Bildbeschreibung in ihrer Caption. Andere fügen den Alternativtext direkt in die Caption ein, um noch mehr Bewusstsein für das Thema zu schaffen. Hier sollte der Alttext aber auch in das dafür vorgesehene Feld für Alternativtexte eingetragen werden, sonst ist er für Screenreader schwer auffindbar und wird nicht direkt ausgelesen, wenn man beim entsprechenden Bild angelangt ist.

Videos für alle

Auch Bewegtbilder sind nicht für alle Menschen gleich zugänglich. Für Menschen, die nicht oder nur eingeschränkt sehen können, ist es wichtig, dass das, was in einem Video zu sehen ist, beschrieben wird. Das geht am besten über die sogenannte Audiodeskription. Das heißt, einen Erzähler*innenstimme erzählt all das, was im Video ohne Ton passiert.

Außerdem sind Untertitel ein wichtiges Mittel, um Videos barrierefrei zu gestalten. Auch hier gibt es immer häufiger automatisch generierte Untertitel. Doch auch diese sind mit Vorsicht zu genießen und sehr fehleranfällig. Es gibt aber gute Apps, in die zum Beispiel Instagram-Stories geladen werden können, um die Untertitel händisch anzulegen. Die Mühe lohnt sich, denn nicht nur hörbehinderte Menschen nutzen Untertitel: beinahe 85 Prozent der User*innen konsumieren Instagram-Videos ohne Ton.

Die schlechte Nachricht: Untertitel in Storys bzw. überhaupt Text in Instagram-Stories oder Reels werden von der Sprachausgabe, die blinde Menschen benutzen, nicht vorgelesen. Storys müssen also auf zwei Wegen aufgenommen werden: Einmal mit Untertiteln für taube Menschen und einmal mit Ton eingesprochen werden für blinde Menschen.



Twitter dagegen bietet in seiner Story-Funktion an, Alternativtexte hinzuzufügen. Und TikTok? Die Barrierefreiheit ist praktisch nicht vorhanden. Die App ist von Menschen, die einen Screenreadern bzw. die Sprachausgabe benötigen, nicht nutzbar. Außerdem werden Untertitel, die von Nutzer*innen angelegt werden, meist von Kommentaren und dem Videotitel verdeckt. Generell gilt, dass sehbehinderte Menschen den schnellen Sequenzen auf TikTok nicht gut folgen können. Hier zeigt sich, dass noch zu sehr von einer Zuschauernorm ausgegangen wird, die hören und sehen kann.





Hashtag-Love – aber inklusiv

Die wichtigste Regel lautet: Bei Hashtags, die aus mehreren Wörtern bestehen, muss jedes einzelne Wort mit einem großen Buchstaben beginnen. Also #AlleZusammen statt #allezusammen. Das ist nicht nur für die Sprachausgabe eine Erleichterung, sondern fördert auch für alle Nutzer*innen den Lesefluss. Hashtags sollten am Ende des Posts platziert werden, damit diese schnell übersprungen werden können. Auch Emojis im Usernamen sollten sparsam eingesetzt werden, da sie sonst in der Timeline ständig von Screenreadern vorgelesen werden.

Sag es einfach

Möglichst leicht zu formulieren ist ein gutes und inklusives Vorhaben. Allerdings gibt es hier in der Umsetzung große Unterschiede. Es gibt mit der Leichten Sprache eine Ausdrucksweise, die Regeln hat, damit Menschen mit Lernschwierigkeiten sie verstehen, zum Beispiel:

- Nur eine Information pro Zeile und Satz.
- Schwere Wörter erklären.
- Keine Fremdwörter verwenden.

Die Leichte Sprache wird von betroffenen Prüfer*innen mit Lernschwierigkeiten auf Verständlichkeit geprüft. Erst, wenn diese Prüfung erfolgt ist, darf der Begriff Leichte Sprache verwendet werden.

Die Einfache Sprache ist dagegen nicht so streng in ihren Regeln, es gibt auch keine Prüfung. Doch genau wie bei der Leichten Sprache gilt es, Fremdwörter, Abkürzungen, Metaphern und Synonyme zu vermeiden. Aber die Sätze können länger sein, ein Komma ist erlaubt. Auch sollten aktive statt passive Verben gebraucht werden.

Jenseits der Barrierefreiheit solltet ihr auch ein Augenmerk auf den Inhalt legen, um den Content möglichst inklusiv zu gestalten. Verwendet Triggerwarnungen, um Retraumatisierung zu verhindern. Bildet nicht ausschließlich weiße, nicht-behinderte cis-Menschen in eurem Kanal ab, sondern Menschen mit Vielfaltmerkmalen und sichtbaren Behinderungen. Denn Menschen mit Vielfaltmerkmalen sind Teil der Gesellschaft. Sie können und sollen in allen Zusammenhängen gezeigt werden und nicht nur dann, wenn es um Diversität oder Inklusion geht.

(Dieser Text wurde zuerst in der absatzwirtschaft am 10. März 2022 veröffentlicht.)

Judyta Smykowski, Redaktionsleitung „Die Neue Norm“ und „Leidmedien.de“ bei den Sozialheld*innen

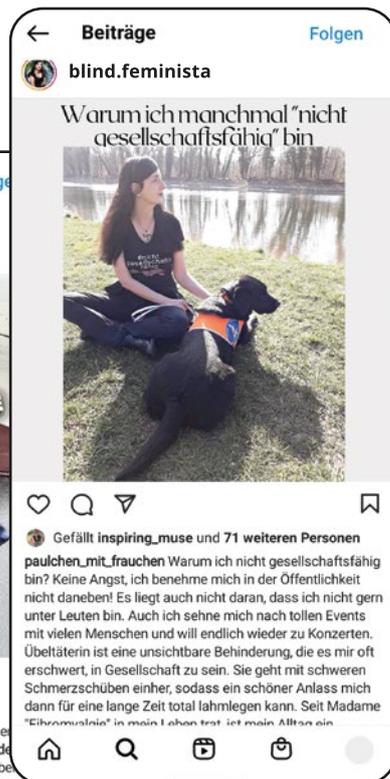
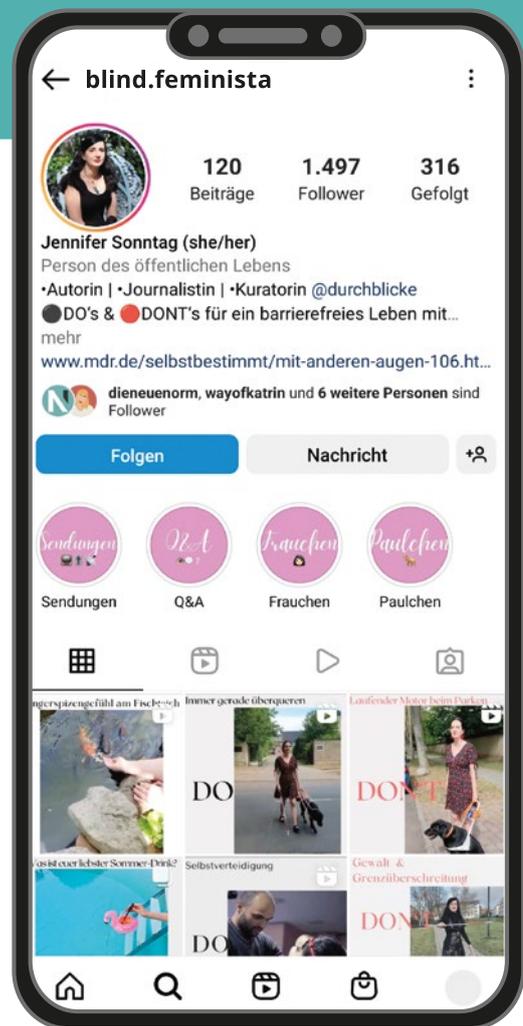


Online-Aktivist*innen im Fokus



blind.feminista

Auf Jennifer Sonntags Instagram-Account geht es um Feminismus und das Leben als Frau mit Behinderung. Die Autorin und Journalistin erzählt uns von ihrem Alltag mit einer Sehbehinderung und wie ihr Assistenzhund Paulchen ihr dabei hilft. Sie erklärt die Dos und Don'ts, wenn es um den Assistenzhund geht. Und beantwortet unter dem Hashtag #dummefragengibtesnicht, wie der Alltag einer blinden Person aussieht.



In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an **heft@dieneuenorm.de** und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.



Ich spreche, also bin ich

Stotternde Menschen werden häufig nicht ernst genommen. Anschaulich beschreibt Daniela Dicks, wie sie mit ihrer Redeflussstörung umgeht und was sie sich von anderen erhofft.

Ich stehe vor dem Café und habe Herzrasen. Ich möchte einen Kaffee trinken und vielleicht noch ein Stück Kuchen essen. Alles, was ich dafür tun muss, ist, über die Schwelle zu treten und meinen Wunsch zu artikulieren. Neue Kundschaft schiebt sich ausgelassen zwischen mich und meine Herausforderung. Mir entweicht ein Seufzer, nervös trete ich von einem Bein aufs andere. Die Synapsen in meinem Gehirn feuern und meine Lippen formen lautlose Buchstaben: Ich bereite mich minutiös auf den Moment vor, in dem ich meine Bestellung aufgeben werde. Ich setze einen Fuß vor den anderen und nähere mich der Theke im Schneckentempo. Der Barista begrüßt mich und schaut mich erwartungsvoll an. Jetzt bin ich nahe genug dran, um einen Blick auf das Angebot zu erhaschen, das in großen Lettern auf einer Holztafel hinter der Bartheke geschrieben steht. Aber mein Studium der angebotenen Speisen und Getränke des Cafés ist Tarnung. Ich kenne die Spezialitäten des Hauses in- und auswendig. Trotzdem richte ich meinen Blick starr auf die Tafel, um Zeit zu gewinnen. Vor meinem Auge verschwimmt alles.



Einen Milchkaffee mit Hafermilch und ein Stück Streuselkuchen, bitte – das möchte ich sagen. Aber die Worte bleiben

stecken, ich kriege sie nicht raus. Ich starte einen neuen Anlauf, will sie herauspressen. Panik steigt in mir auf, meine Kehle schnürt sich zu. Ich höre, wie sich die Tür hinter mir erneut öffnet und sich eine Gruppe lachender Menschen hinter mich stellt. Bestimmt gilt ihr Lachen mir. Ich spüre, wie die Blicke auf mich gerichtet sind. Längst sind alle auf mich aufmerksam geworden und die Gespräche verstummt. Oder bilde ich mir das nur ein? Alle warten jetzt auf mich. Meine Hände sind zu Fäusten geballt, alles Blut aus meinen Fingern gewichen. Vergiss Milchkaffee, Cappuccino oder Chai Latte. Du kriegst das eh nicht hin. Vom Streuselkuchen ganz zu schweigen. „Einen Minztee, bitte“, höre ich mich sagen. Die Stimme klingt fremd, so als gehöre sie nicht zu mir. Ich beiße mir schambehaftet auf die Unterlippe, den Blick auf den Boden geheftet. In Luft auflösen möchte ich mich, hier und jetzt. Ich lege ein paar Münzen auf den Tresen und nehme den großen Becher mit heißem Wasser und Teebeutel entgegen. Erschöpft und resigniert lasse ich mich an einem kleinen Tisch in der hinteren Ecke des Cafés nieder. Minztee? Mochte ich eigentlich noch nie. Aber heute war nichts zu machen, so sehr ich's auch wollte. So ist das eben manchmal, im Leben von stotternden Menschen.

Aber die Worte bleiben stecken, ich kriege sie nicht raus. Ich starte einen neuen Anlauf, will sie herauspressen. Panik steigt in mir auf, meine Kehle schnürt sich zu.

Wir sind viele – und doch so unsichtbar: eine Bestandsaufnahme

Diese Episode steht exemplarisch für meist ganz gewöhnliche Situationen, die mich und etwa 800.000 weitere Menschen in Deutschland tagtäglich vor Herausforderungen stellen. Angesichts des heutigen Stands der Wissenschaft überrascht es, wie weit wir davon entfernt sind, Ursachen und Auslöser zu verstehen. Wie viel ist Genetik – also vererbte Veranlagung – und welchen Anteil haben einzelne, unter Umständen traumatische Ereignisse? Hat der Sturz vom Klettergerüst was damit zu tun? Die Scheidung der Eltern? Wieso stottert ein Geschwisterkind, das andere nicht?

Fast eine Million Menschen in Deutschland und 1 % der Weltbevölkerung – also rund 80 Millionen Menschen – stottern. Es gibt Verbände und Vereinigungen, Selbsthilfegruppen und hervorragende logopädische Angebote. Aber in der öffentlichen Wahrnehmung sind wir noch stark unterrepräsentiert. 5 % aller

Kinder stottern, kurz nachdem sie mit dem Sprechen beginnen. Kurioserweise sind prozentual viel mehr Jungen als Mädchen betroffen. Was wir nicht verstehen: Warum wächst sich das Stottern in 80 % der Fälle einfach wieder aus?

Ich gehöre zu den restlichen 20 % und bin noch dazu weiblich, gewissermaßen also ein seltenes Exemplar. Mein Großvater war Stotterer, das spricht also wieder für die Vererbungsthese.

Das Gehirn von Stotternden ist anders aufgebaut und funktioniert anders

Weil die Verbindung zwischen den einzelnen Spracharealen gestört ist, fehlen für die Sprechbewegung nötige Signale. Die Zunge stolpert, es kommt zum stockenden Redefluss. Beim Stottern handelt es sich, anders als lange angenommen, nicht um eine Sprachstörung: stotternde Personen wissen, was sie sagen möchten; erst in der Umsetzung





stoßen sie an ihre Grenzen. Das Stottern tritt in unterschiedlichen Formen auf, den sogenannten Primärsymptomen: Dehnungen, Wiederholungen und Blockaden. Von Sekundärsymptomen spricht man, um all die – bewussten, d. h. gezielt eingesetzten, wie unbewussten, d. h. unfreiwilligen – Mechanismen zu beschreiben, mit dem die Stotternde ihre Primärsymptome zu überwinden versuchen. Dazu zählen bestimmte Körperbewegungen wie das Neigen des Kopfes oder das Zusammenkneifen der Augen, aber auch schnelles Reden und Wortvermeidungen. Jeder stotternde Mensch hat ganz eigene Strategien und Techniken entwickelt, um die Komplexitäten des Alltags zu meistern und möglichst risikoarm durchs verbalkommunikative Leben zu kommen.



Stotterereignisse sind immer verbunden mit äußeren Einflüssen

Die genetische Prädisposition ist da, aber wann und wie stark die Person stottert, hängt von einer Reihe von Faktoren ab: Wie ist meine aktuelle Grundverfassung, in welchem Setting findet ein Sprech Anlass statt (im Kreise enger Vertrauter, vor Kolleg*innen oder im Rahmen einer Prüfung?), fühle ich mich adäquat vorbereitet auf meinen Redebeitrag und welche Bedeutung messe ich der Situation bei? Wer müde und gestresst ist, stottert tendenziell mehr. Unterstützend wirken regelmäßige Entspannungsübungen, frische Luft und sich bei wichtigen Redeanlässen vorzustellen, nur im engsten Familienkreis aufzutreten. Aber darauf gibt es keine Gewähr. Schon die jeweilige Tagesform kann verheerende Folgen haben. Singen und Fluchen hingegen klappt aus-

nahmslos stotterfrei, weil dafür andere Hirn-areale genutzt werden.

Stottern ist keine geistige Behinderung

Früher galt die Redeflussstörung als geistige Behinderung oder wurde auf Ängstlichkeit und Labilität zurückgeführt. Noch immer ist es eine weit verbreitete Annahme, Stotternde seien weniger intelligent oder beeinträchtigt in ihrer kognitiven Entwicklung. Stotternde werden in ihren Herausforderungen oft nicht ernst genommen und dadurch ihrer Würde als vollwertige Kommunikator*innen beraubt. In seiner Rede vor dem American Institute for Stuttering im Juni 2016 hat Joe Biden, selbst ein Stotterer, verdeutlicht, wie salonfähig und gesellschaftlich akzeptiert es nach wie vor ist, sich über Stotternde lustig zu machen oder auf ein Stotterereignis mit Lachen zu reagieren – während es wohl die wenigsten wagen würden, offen über einen Menschen im Rollstuhl zu witzeln.

Ich bin permanent damit beschäftigt, meine Sätze zu planen

Ich bin 33 und habe immer noch oft das Gefühl, ich sei das kleine Mädchen, das sich hinter seinen Eltern verstecken möchte. Als ich letztens zum Arzt musste, vereinbarte meine Mutter einen Termin. Sie hat sich gar nicht gewundert, dass ich sie gefragt habe. Wirklich nachvollziehen kann sie meine Situation aber glaube ich nicht, wie vermutlich niemand, der nicht selbst stottert oder beruflich mit Stotternden zu tun hat. Vor ein paar Jahren habe ich meiner Mutter einmal erklärt, wie sich so

ein Tag für mich anfühlt, wie erschöpft ich abends bin: vom Kommunizieren, von der Anspannung und Erwartung, dass es gleich wieder passieren wird, vom ständigen Wörter-Austauschen. Das ist nämlich mein größtes Sekundärsymptom, Fluch und Segen zugleich: In Unterhaltungen antizipiere ich permanent, was mein*e Gesprächspartner*in sagen und was ich antworten werde. Im Prinzip tätige ich meine Aussagen nicht spontan, sondern habe sie mir im Kopf bereits vorgesprochen. In Bewerbungsverfahren müsste ich eigentlich betonen, wie kreativ und kognitiv brillant ich bin – weil ich permanent Wörter austausche und stets bereit bin, in Windeseile ganze Wortketten umzustellen. Meine Redebeiträge dürfen dann natürlich nur aus solchen Wörtern bestehen, die nicht auf meiner mental blacklist stehen. Waschmaschine ist so ein Wort, gesellschaftswissenschaftlich ist auch schwierig, und natürlich mein eigener Name – der Klassiker unter Stotternden. Wenn dann doch mal die Waschmaschine defekt ist, helfe ich mir mit allerlei Tricks. Zum Beispiel nenne ich dann das Modell, mein Siemens Frontlader XYZ.

Wichtig ist für mich stets, mich der jeweiligen Situation entziehen zu können, die Panik in mir hat aufsteigen lassen. Ich schäme mich, wenn ich stottere und gewähre Gesprächspartner*innen, die ungeduldig oder ruppig reagieren, manchmal das Recht, sich unhöflich und diskriminierend zu verhalten – nur, um mich der Situation zu entziehen. Wenn ich von meiner eigenen Scham übermannt werde, könnte ich platzen vor Wut und finde kein Ventil dafür.



Das alles nimmt unendlich viel Kapazität in meinem Leben ein. Nach einem ganz gewöhnlichen Tag, der meinem vegetativen und kognitiven (Nerven-) System Höchstleistungen abverlangt, liege ich manchmal kraftlos im Bett und fühle mich leer. Mein Verstand ist neblig, wieder einmal habe ich dringend an anderer Stelle benötigte Hirnkapazitäten darauf verwendet, zu performen.



Eine Unart menschlichen Verhaltens, die uns Stotternden tagtäglich begegnet, ist die der ungefragten Vervollständigung unserer Sätze. Verankert in dem tiefen Glauben, dass unsere Gesprächspartner*innen genau wissen, was wir sagen möchten und uns damit ja die Last nehmen, das vermaledeite Wort qualvoll aussprechen zu müssen. Dabei lächeln sie uns mitleidig an, bevor sich ein Ausdruck von Großmütigkeit auf ihren Gesichtern zeigt, die vermutlich als Aufmunterung verstanden werden will. Dies ist aber nicht hilfreich. Ebenso wenig wie ungeduldiges Augenbrauenhochziehen, Stirnrünzeln oder Räuspern. Stottersequenzen bringen

sowohl den Stotternden als auch die Zuhörenden in eine unangenehme Situation. Das müssen wir aushalten, jede*r für sich.



Über das Abweichen von der Norm

Mittlerweile habe ich mich weitestgehend arrangiert mit dem, wer ich bin und was ich habe, was ich nicht bin und nicht habe – auch wenn mich manchmal noch immer die Sinnfrage quält: wieso ausgerechnet ich? Mein Bruder, der potenziell dieselbe genetische Disposition in sich trägt und noch dazu männlich ist, also laut Statistik anfälliger sein müsste, spricht nämlich flüssig. Wäre ich beruflich viel erfolgreicher oder dort, wo ich immer sein wollte, weil ich mich weniger vor Redeauftritten gedrückt und öfter mal selbstbewusst in die erste Reihe gestellt hätte?

Jede gute Vorbereitung (wie ich in der Café-Episode: ich habe mir die Beine in den Bauch gestanden und wusste eigentlich genau, was ich bestellen wollte), jede gelernte Atemtechnik, Meditation oder einstudierte Strategie, jeder guter Wille („dieses Mal klappt’s“): wir alle stoßen trotzdem immer und immer wieder an unsere Grenzen.

Wir müssen uns endlich von tradierten, verstaubten Ordnungs- und Klassifikationssystemen verabschieden, die vom „Normalen“ ausgehen und erst das „Andere“ produzieren und damit Ausgrenzung schaffen. Uns Stotternden geht es genauso wie anderen „Nicht-Konformen“ der Gesellschaft: Wir sind nichts Besonderes und wollen auch nicht als solche behandelt werden. Gerade in dieser Nicht-Besonderheit, im Ausgehen vom wir = ihr erfahren wir Empowerment.

Daniela Dicks, Kulturwissenschaftlerin

Online-Aktivist*innen im Fokus: Annika Bröckerhoff

mamabroe

277 Beiträge 15,6 Tsd. Follower 1.624 Gefolgt

Annika Bröckerhoff, besser bekannt als mamabroe, zeigt auf ihrem Instagram-Kanal, wie es ist, ein pflegender Elternteil zu sein. Es geht um Autismus, Muskelschwäche und viele viele Barrieren, auf die pflegenden Eltern treffen, wenn sie für die Inklusion ihrer Kinder kämpfen.

In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an heft@dieneuenorm.de und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.





Unsichtbare Behinderungen und die Wirkung von Tabus auf die Psyche

Zu der eigenen Behinderung stehen. Gar nicht leicht – besonders, wenn die Art der Behinderung eine von der Gesellschaft tabuisierte Erkrankung ist. Unsere Autorin beschreibt in ihrem Text erstmals öffentlich, welche psychische Belastung ihr jahrelang geführtes Versteckspiel für sie war und wie wichtig es ist, sich selbst zu akzeptieren.

„H allo! Ich freue mich sehr, dich kennenzulernen, und bin zu 70 % schwerbehindert.“ Das klingt nach einem heftigen Einstieg und vielleicht ist er es auch. In den 18



Jahren meines Lebens habe ich mir häufig gewünscht, ein Gespräch genau wie beschrieben zu beginnen. Abgesehen von

den zahlreichen Arztbesuchen ist es jedoch nie auch nur ansatzweise dazu gekommen.

Unsichtbar behindert

Seit meiner Geburt lebe ich mit „Spina Bifida“. Für Kinder, die mit Spina Bifida auf die Welt kommen, sind die häufigsten Folgen Inkonti-

nenz und eingeschränktes bis nicht vorhandenes Gehvermögen.

Für mich bedeutete das mit gerade mal einem halben Jahr die erste von vielen Operationen. Entgegen der Erwartung meiner Ärzt*innen ist es mir heute möglich, ohne Einschränkungen zu gehen. Nach außen war ich dann ein Kind wie alle anderen, vollständig gesund. Doch das entspricht nicht meiner Realität. In meinem Fall stellt Spina Bifida eine – von meinen Narben abgesehen – weitestgehend unsichtbare Behinderung dar. Was das konkret heißt? Ich habe eine Blasen- und Darminkontinenz, regelmäßig mit Harnwegsinfekten zu kämpfen, wenig Gefühl auf der Rückseite meiner Beine und in meiner linken Gesäßhälfte. Während all dieser Zeit waren Arztbesuche und Medikamente meine treuen Begleiter.

Kindheit mit Versteckspiel

Meine Familie wusste immer über meine gesundheitliche Kondition Bescheid, schließlich haben sie mich bei Operationen unterstützt und regelmäßig besucht. Anderen erzählte ich nichts davon. Dass innerhalb meiner Familie eine solche Offenheit über meine Erkrankung herrschte, ließ sich unter anderem deshalb nicht vermeiden, weil ich bis zu meinem fünften Lebensjahr regelmäßig Harnwegsinfekte hatte und eine Windel tragen musste, da ich inkontinent war.

Etwas Erleichterung diesbezüglich verschaffte mir – besonders mit Blick auf die kommende Schulzeit – das Katheterisieren. Katheterisierung meint das Einführen eines Schlauches in

die Harnröhre, um damit bewusst den Urin aus der Blase zu entleeren. Diese Technik sollte ursprünglich meine Mutter erlernen, als ich fünf Jahre alt war, und viermal am Tag bei mir ausführen, doch für mich war es unverständlich, dass meine Mutter lernen sollte, meine Blase zu entleeren, weil ich dann ja immer noch von ihr abhängig wäre. Also habe ich die Pflegekräfte gebeten, es mir zu zeigen und schließlich die Selbstkatheterisierung erlernt.

Damit wurden die Infekte zwar weniger, aber ich habe stets mit dem Gedanken gelebt, dass sich jederzeit meine Blase und der Darm entleeren und die Windel füllen könnten. Zu Hause war das weniger ein Problem; in der Schule habe ich aber permanent mit der Angst gelebt, meine Mitschüler*innen könnten etwas bemerken oder gar riechen. Auch das Wechseln der Windel habe ich immer auf einer extra eingerichteten Toilette vornehmen müssen und stets gehofft, dass mich niemand beim Betreten dieser „speziellen“ Toilette sah. Zwar wurde ich nie auf einen Geruch hingewiesen, aber besonders im Sportunterricht, habe ich es dann selbst oft bemerkt und musste dann auffällig oft den Unterricht kurzzeitig verlassen. Noch viel anstrengender war der Schwimmunterricht; hier eine Windel unauffällig an- und ausziehen und während des gesamten Unterrichtes Panik zu verspüren, war jedes Mal eine Überwindung. Natürlich gab es Einzelumkleiden, doch das möchte man als Kind nicht. Denn sonst würde man ja von seinen Mitschüler*innen gefragt werden, warum man das macht, oder sogar ausgelacht werden.



Wenn dann doch mal jemand etwas bemerkt hat, habe ich mir irgendetwas ausgedacht und selbst Freund*innen angelogen. Denn auch bei ihnen fiel es mir schwer, meine Inkontinenz zu offenbaren. Noch heute ist es eine meiner größten Ängste, einen „Blasenunfall“ oder „Darmunfall“ zu haben. Diese Begriffe haben meine Eltern und ich benutzt, damit ich nicht die für mich unangenehmen und allgemein verpönten Worte des Einpinkelns und Einstuhlens nutzen musste. Noch heute bereitet meine Inkontinenz mir Panik, bodenlose Furcht und sogar Alpträume. Und das wundert mich noch nicht einmal. Denn man stelle sich einmal vor, mitten in der Grundschulklasse zu sitzen, sich am Unterricht zu beteiligen, und plötzlich wird einem auf einmal siedend heiß bewusst, dass man kaum Gefühl in Bezug auf den Füllstand der Blase und überhaupt keine Kontrolle über die eigenen Schließmuskeln hat. Und wenn man dann merkt, wie die Windel sich plötzlich füllt und teilweise sogar meine Hose dadurch feucht wurde. Leider waren solche Situationen kein Einzelfall, sondern Alltag für mich. Psychologisch kann man solche Erlebnisse als immer wieder auftretende kleine Traumata zu bezeichnen.

Entwicklung der Medizin als Hoffnung

„Man weiß ja gar nicht, wo die Medizin in einigen Jahren schon ist und was sie dann schon weiß.“ Dieser Satz mag vielen Menschen mit Behinderung bekannt vorkommen. Für mich war er ein zweischneidiges Schwert. Denn auf der einen Seite hört man den Satz viel zu oft und leider genau dann, wenn



Ärzt*innen einem sagen, es gebe gerade keine bessere Möglichkeit. Doch auf der anderen Seite hat sich innerhalb meiner 18 Lebensjahre schon so viel durch medizinische Innovationen getan, dass ich nicht aufhören kann, den Fortschritt in der Medizin doch als Hoffnungsgeber zu bezeichnen.

„Noch heute bereitet meine Inkontinenz mir Panik, bodenlose Furcht und sogar Alpträume.“

Mir war immer daran gelegen, dafür zu sorgen, dass meine Behinderungen unsichtbar bleiben. Dazu musste ich häufig verschiedene Windeln und Slipeinlagen ausprobieren, die ich von Homecare-Services geschickt bekam. Doch diese waren alles andere als unauffällig. Letztendlich bin ich auf eine Windel aus einem Drogeriemarkt umgestiegen, weil diese am wenigsten sichtbar war.

Eine tatsächliche Unsichtbarkeit hat mir aber erst eine Operation im Teenageralter ermöglicht, bei der meine Harnröhre verengt wurde und die nun mit begleitender Katheterisierung

dafür sorgt, dass meine Blaseninkontinenz quasi nicht mehr auftritt. Auch die Darminkontinenz habe ich durch regelmäßige Darmspülungen unter Kontrolle. Diese medizinischen Entwicklungen, Errungenschaften und Eingriffe haben meine Lebensqualität massiv gesteigert.

Inkontinenz ist ein Tabuthema

In jeder Gesellschaft existieren sie: Themen, über die nicht gesprochen wird. Man weiß, dass sie existieren. Aber sie werden aufgrund von Ekel, Scheu, Scham oder Verhaltensnormen abgetan und selten offen besprochen. Inkontinenz ist so ein Tabuthema. Allein diese Worte hier zu tippen und von meiner persönlichen Erfahrung und theoretisch noch immer existierenden Inkontinenz zu berichten, bereitet mir Gänsehaut und Unwohlsein. Denn es ist ein Thema, das oft verschwiegen wird. Tatsächlich wird meist davon ausgegangen, dass nur kleine Kinder, alte Menschen oder querschnittsgelähmte Personen betroffen sind. Während all dieser Zeit bis zum heutigen Tag habe ich mit dem Tabu der Inkontinenz gekämpft. Dieses Tabu ist meine Realität und ich habe tagtäglich damit zu tun, kann mich aber nur selten jemandem diesbezüglich anvertrauen. Ich habe Methoden entwickelt, meine Betroffenheit zu verschleiern, zu verstecken und selbst Freund*innen zu belügen.

Wirkung von Tabus auf die Psyche

Dadurch, dass meine Behinderungen und Inkontinenz nie sichtbar waren, entwickelte sich bei mir auch das Gefühl, dass sie nicht in Ordnung seien und ich alles dafür tun müsse,



beides weitestgehend zu unterdrücken oder auszugleichen. Familienmitglieder waren oft davon überzeugt, dass die Unsichtbarkeit meiner Behinderung eine Chance sei, ein ganz „normales“ und „gesundes“ Leben zu führen. Und auch bei mir entwickelte sich dieser Gedanke. Natürlich bin ich auch mehr als dankbar, nicht so sehr durch meine Behinderungen eingeschränkt zu sein, wie einige Ärzt*innen es zuerst befürchtet hatten. Doch dadurch wollte ich mich auch nicht als Mensch mit Behinderung fühlen. Ich habe meine Behinderungen immer als etwas angesehen, das mich davon abhält, wie der Großteil meines Umfeldes zu leben. Etwas, das dafür gesorgt hat, dass mein Körper nicht so funktioniert, wie



er sollte. Etwas, das mir permanente Angst und Panik beschert hat, dass jemand merken könnte, dass ich „anders“ bin.

Hass auf den eigenen Körper

Ich habe lange gebraucht, es zu begreifen, aber heute weiß ich, dass das Gefühl, mich nicht auf meinen Körper verlassen zu können, maßgeblich dazu beigetragen hat, dass ich ihn heute hasse. Dieses Gefühl, dass das, was an meinem Körper anders ist, in der Gesellschaft häufig verschwiegen und mit Ekel behandelt wird, hat in mir dafür gesorgt, dass ich ihn und mich nie vollständig akzeptieren konnte. Heute sehe ich ihn auf merkwürdige Weise losgelöst von meiner Seele.

Ich leide unter Magersucht, was nicht nur mit meiner Behinderung zu tun hat. Aber die Art, wie ich über meinen Körper, mich und vor allem die Behinderung gedacht habe, hat dafür gesorgt, dass ich möglichst viel – wie mein Essen – kontrollieren und meinen Körper bestrafen wollte. Und je mehr ich versucht habe, alles so zu machen wie Menschen ohne Behinderungen, desto frustrierter wurde ich. Denn ich habe mir nicht zugestanden mehr Kraft, mehr Pausen, mehr Hilfsmittel oder mehr Zeit zu benötigen.

„Ist es jetzt okay?“

Vor einigen Tagen hat mich ein enger Freund gefragt: „Ist es jetzt okay?“ Er wollte wissen, ob ich mittlerweile weiß, wie ich mit diesem Zwiespalt in mir umgehen kann. Ob



ich akzeptiert habe, dass mein Körper nicht so funktioniert, wie ich es gerne hätte. Die Antwort ist „Nein.“ Ich finde all diese Dinge gerade erst über mich heraus. Ich lerne Schritt für Schritt, dass ich durch meine Behinderung andere Bedürfnisse habe. Dass ich in vielen Bereichen anders und reifer denke, als andere in meinem Alter. Täglich stehe ich auf und

Ich möchte meine Behinderung nicht mehr als Gegner, sondern als Teil von mir sehen.

habe damit zu kämpfen, meine Behinderung als einen Teil von mir zu akzeptieren. Und vor allem möchte ich, dass dieser Teil nichts Negatives für mich ist. Auch die Inkontinenz soll für mich kein Tabu mehr sein. Lange habe ich mir jemanden gewünscht, der oder die dieses Tabu aufdeckt und mir das Gefühl gibt, dass es in Ordnung ist, körperlich eingeschränkt zu sein. Heute weiß ich, dass ich diese Person für mich selbst sein muss und hoffentlich auch für andere sein kann. Es ist ein langer Weg, aber es lohnt sich. Denn – so kitschig es auch klingt – unsere Lebenszeit ist nun einmal begrenzt. Und es wäre doch schade, genau das, was einen so besonders macht, zu hassen.

Ich möchte meine Behinderung nicht mehr als Gegner, sondern als Teil von mir sehen. Mein Körper soll mein allerbestester Freund, mein Team, mein Zuhause werden. Es liegt ein langer Weg vor mir. Aber jetzt weiß ich, dass mein Körper mir nie weh getan hat, sondern mich durch zahlreiche Operationen ertragen, mich immer wieder zum Aufstehen bewegt hat, geheilt und noch immer für mich da ist. Nun bin ich an der Reihe, für ihn da zu sein. Ich möchte mich bei ihm entschuldigen und lernen, ihn zu verstehen. Wie ich das erreichen möchte? Gute Frage. Gerne würde ich sagen, dass ich den Masterplan entwickelt habe und endlich weiß, wie ich dorthin komme. Aber das wäre gelogen und wenn ich eins nicht mehr möchte, dann ist das, irgendetwas zu verschweigen. Vielmehr habe ich gelernt, dass alles ein Prozess ist. Wenn man sich bewusst wird, wie lange man Traumata erlebt, wie lange man sich versteckt hat und wie lange man sich und den



eigenen Körper schon gehasst hat, so ist es sich selbst, der Psyche und dem eigenen Körper gegenüber nur fair, geduldig zu sein.

Akzeptieren lernen

Der Prozess wird nicht nur langwierig, sondern vor allem auch hart. Denn zuerst muss man an den Kern der Sache. Ich persönlich habe alle Fotos von Operationen zusammengesucht, durchgesehen und mich in die Situationen hinein gefühlt. Nur wenn man sich daran erinnert, wie man sich psychisch, aber auch physisch in diesen Momenten gefühlt hat, kann man die Verknüpfung zum eigenen Körper wieder aufnehmen. Denn wie möchte man diesen verstehen, wenn man jahrelang die Schmerzen negiert und nicht auf ihn gehört hat? Dabei ist mir auch klar geworden, dass ich über meine Erkrankung gar nicht so genau Bescheid weiß, denn meine Eltern waren ja immer dabei und haben oft auch bei Arztterminen für mich gesprochen. Zwar wusste ich immer, wie ich die Symptome meiner Krankheit bekämpfen kann, und habe die Folgen in Form der Inkontinenz und Operationen gemerkt. Aber ich habe eben nicht verstanden, wieso mein Körper so ist wie er ist.

Die eigenen Erfahrungen als Ressource

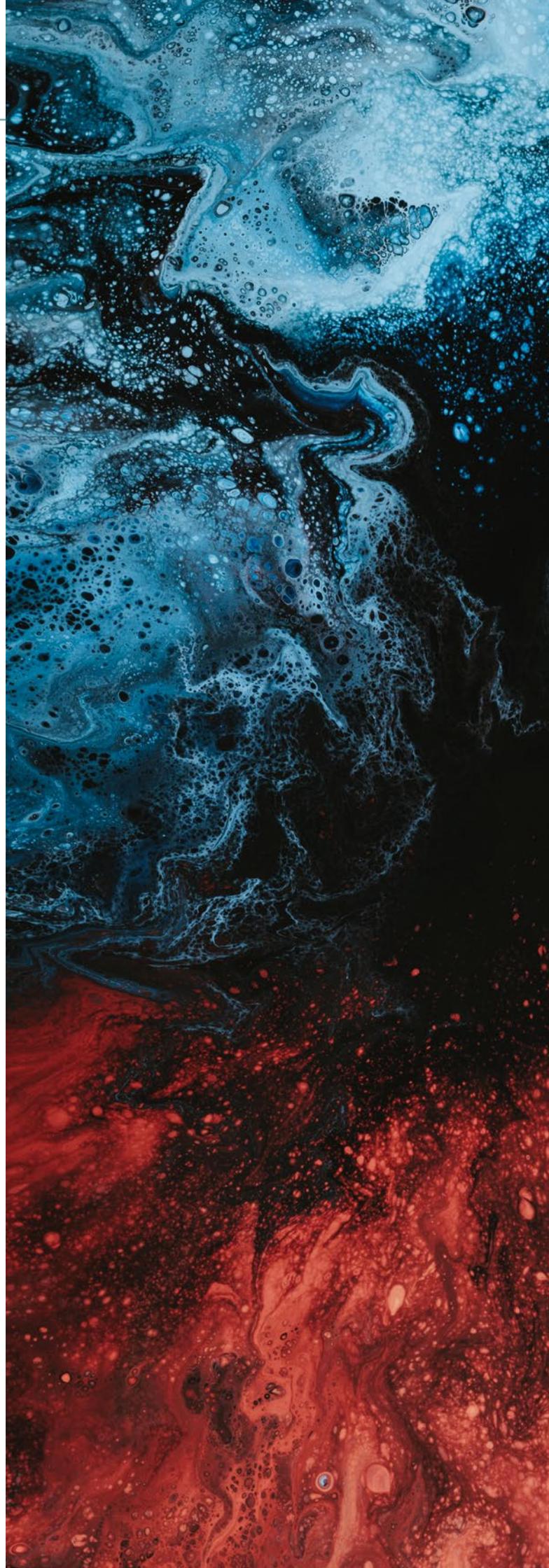
Bei allem war es zuerst schwer, bestimmte Gedanken und Emotionen zuzulassen. Sich besondere Bedürfnisse zu erlauben. Sich zu erlauben, sich als Mensch mit Behinderung zu sehen und zu äußern, dass man selbst auch verspürt, wo Inklusion fehlt. Den



größten Fortschritt mit meinem Körper habe ich gemacht, als ich ein Praktikum auf der Station des Kinderkrankenhauses gemacht habe, auf der ich die Selbstkatheterisierung erlernt habe. Eines Tages kam dort ein Mädchen an, das ebenfalls die Selbstkatheterisierung erlernen sollte. Die Pflegekräfte waren zuerst etwas überfordert, weil die Schwester, die die Anleitung zur Katheterisierung bis dahin immer übernommen hatte, zu diesem Zeitpunkt nicht auf Station war. Daraufhin habe ich dann die Pflegekräfte darüber aufgeklärt, dass ich einmal in der gleichen Situation war wie das Mädchen und helfen könne. Und so bin ich bei einer Visite mit zu diesem Mädchen gekommen und habe mit ihr geredet. Ich habe ihr erzählt, dass die Schmerzen beim Katheterisieren normal sind und irgendwann vollkommen verschwinden. Dass es normal wird. Dass es irgendwann nicht mehr anstrengend ist. Dass man Angst haben darf, aber keine haben muss. Und vor allem war ich eine Person, die in der gleichen Situation war und sagen kann: „Ich kenne das und mache das auch.“ Ich konnte das, was ich schon so lange an mir nicht akzeptieren konnte, nutzen, um einer anderen Person zu helfen. Und das war eines der schönsten Erlebnisse, die ich jemals hatte. An dieser Erinnerung halte ich mich nun fest.

Und dann ist es wohl irgendwann okay.

Marei Beckermann: Zuerst hatte ich diesen Artikel anonym veröffentlicht. Ich wollte nicht, dass meine Behinderung und alles damit Zusammenhängende das Erste ist, das Menschen von mir erfahren, wenn sie meinen Namen suchen. Mittlerweile stehe ich zu meiner Behinderung und glaube fest daran, dass die richtigen Menschen sehen werden, dass ich mehr als mein Krankheitsbild bin.



Online-Aktivist*innen im Fokus: Jasmin Dickerson

← **jasmintaschannadickerson**

1.780 Beiträge
10,6 Tsd. Follower
3.779 Gefolgt



Jasmin Dickerson lässt uns auf ihrem Instagram-Kanal an ihrem Leben als pflegende, alleinerziehende Mutter teilhaben. Mit viel Humor spricht sie über Inklusion, das Leben als Patchwork-family, ADHS, Autismus und ihre Tochter Klara.

In diesem Heft stellen wir nur eine kleine Auswahl an Aktivist*innen vor, die auf Social Media aktiv sind. Welche kennst du? Schicke uns gerne einen Link zu ihren Profilen an **heft@dieneuenorm.de** und wir teilen sie in unseren Social Media Kanälen.





Impressum

Sozialhelden e. V.

Vereinssitz: Berlin

Registergericht: AG Charlottenburg

Vereinsregister VR 28655

Vorstand: Adina Hermann, Marie Lampe und Raúl Aguayo-Krauthausen

Inhaltlich Verantwortlicher gemäß § 6 MDStV: Raúl Aguayo-Krauthausen

Redaktion: Jonas Karpa, Simone Katter

Gestaltungsidee: Adina Hermann

Gestaltung: Stefanie Bendfeldt (nordicworking.com)

Illustrationen: Insa Krey (Titelseite, S. 6, 12, 47, 66/67) (klakadu.de)

Grafiken: Angela Gösele (S. 13, 17, 18/19, 23, 39, 43, 65, 71, 75, 81, 89), Adina Hermann (S. 53),

Nina Neef (S. 54, 55, 56, 57)

Fotos: Andi Weiland | Gesellschaftsbilder.de (S. 4, 7, 20, 21, 22, 24/25, 30, 33, 37, 40, 42, 50, 59, 63, 64, 68, 73), Deaf Performance Now | Taubenschlag.de (S. 28), Jonas Deister | Sozialhelden e. V. (S. 45), Avel Chuklanov | unsplash.com (S. 8), Sara Kurfes | unsplash.com (S. 72), Mika Baumeister | unsplash.com (S. 78), Volodymyr Hryshchenko | unsplash.com (S. 80), Lucas Kapla | unsplash.com (S. 82), Anthony Tran | unsplash.com (S. 85), Ammar Sabaa | unsplash.com (S. 87), Pawel Czerwinski | unsplash.com (S. 88)

Erscheinungsdatum des Print-Magazins: 18. Mai 2023

Erscheinungsdatum der barrierefreien PDF-Ausgabe: 28. Juli 2024



SOZIALHELD*INNEN

Die Neue Norm ist ein Projekt des Berliner Vereins Sozialhelden e. V. Als Team aus Menschen mit und ohne Behinderungen starten politische Kampagnen, entwickeln Apps, beraten Unternehmen, schulen Medienschaffende, erfinden Technologien – denn Barrieren gibt es viele. Und mit ihren Projekten arbeiten sie täglich daran, sie abzubauen.

Ob Mobilität, Digitalisierung oder Arbeitsmarkt – sie mischen sich ein. Denn sie sind der Meinung, dass Menschen mit Behinderungen überall mitgedacht und gehört werden müssen. So treiben sie das Disability Mainstreaming voran. Mehr Informationen auf sozialhelden.de





N DIE NEUE NORM

www.dieneuenorm.de



Die Neue Norm - das Magazin

Die Neue Norm ist eine Online-Plattform, die verschiedene Fragen und gesellschaftspolitische Mechanismen behandelt und infrage stellt. Wir setzen das Thema Behinderung in einen neuen Kontext: Behinderung findet mitten in der Gesellschaft statt und muss dort auch besprochen werden. Egal ob Politik, Film, Fußball oder Landungen auf dem Mars - das Magazin hinterfragt die gesellschaftlichen Normen und denkt Inklusion weiter.

Die Neue Norm - der Podcast

Muss man drei „Behinderten“ zuhören? Muss man nicht, man sollte. Jonas Karpa, Karina Sturm und Raúl Krauthausen brechen die Norm des Normalen auf und sprechen im Podcast des Bayerischen Rundfunks über Vielfalt, Inklusion und das Leben von Menschen mit Behinderung. Jeden Monat neu auf:

